



Beilage zur Wochenzeitung

Das Parlament

8. November 2004

Aus Politik und Zeitgeschichte

3 Gertrud Höhler *Essay*

Neue Männer

5 Paul M. Zulehner

**Neue Männlichkeit – Neue Wege
der Selbstverwirklichung**

13 Peter Döge/Rainer Volz

Männer – weder Paschas noch Nestflüchter

24 Oliver Geden

Männerparteien

31 Günter Erbe

Der moderne Dandy



Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn.

Redaktion:

Dr. Katharina Belwe
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Dr. Hans-Georg Golz
Dr. Ludwig Watzal
Hans G. Bauer
Telefon: (0 18 88) 5 15-0

Internet:

www.bpb.de/publikationen/apuz
E-Mail: apuz@bpb.de

Druck:

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH,
60268 Frankfurt am Main

Vertrieb und Leserservice:

Die Vertriebsabteilung
der Wochenzeitung **Das Parlament**,
Frankenallee 71 – 81,
60327 Frankfurt am Main,
Telefon (0 69) 75 01-42 53,
Telefax (0 69) 75 01-45 02,
E-Mail: parlament@fsd.de,
nimmt entgegen:

- Nachforderungen der Beilage
Aus Politik und Zeitgeschichte
- Abonnementsbestellungen der
Wochenzeitung **Das Parlament**
einschließlich Beilage zum Preis
von Euro 19,15 halbjährlich,
Jahresvorzugspreis Euro 34,90
einschließlich Mehrwertsteuer;
Kündigung drei Wochen vor Ablauf
des Berechnungszeitraumes;
- Bestellungen von Sammel-
mappen für die Beilage
zum Preis von Euro 3,58
zuzüglich Verpackungskosten,
Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen
in der Beilage

Aus Politik und Zeitgeschichte
stellen keine Meinungsäußerung
des Herausgebers dar;
sie dienen lediglich der
Unterrichtung und Urteilsbildung.
Für Unterrichtszwecke dürfen
Kopien in Klassensatzstärke
hergestellt werden.

ISSN 0479-611 X

Editorial

■ In die Geschlechterforschung ist Bewegung gekommen. Neben die feministisch angestoßene Frauen- und Geschlechterforschung ist – nicht zuletzt als Reaktion auf deren gleichbleibend niederschmetternde Ergebnisse für den weiblichen Teil der Gesellschaft – eine Männer- bzw. Männlichkeitsforschung getreten. Diese bedient sich vorzugsweise soziologischer, politologischer und psychologischer Erkenntnisse. Von einer die Forschung auslösenden Männerbewegung wollen deren Vertreter allerdings nicht sprechen. Tatsächlich fehlt dafür – nicht nur im Vergleich mit der Frauenbewegung – die Basis: Es gibt allenfalls eine „Männerszene“. Dass Männer und Männlichkeit stärker ins Blickfeld des Interesses gerückt sind, ist auch auf die Genderforschung – die Einbeziehung beider Geschlechter und die Einführung eines relationalen Geschlechterbegriffs – zurückzuführen.

■ Uneinigkeit herrscht noch darüber, wie das vergleichsweise neue Gebiet genannt werden sollte. Der Begriff „Männerforschung“ legt nahe, dass ausschließlich von Männern über Männer und Männlichkeit geforscht wird. „Männlichkeitsforschung“ ist offener, bezieht sich der Terminus doch auf den Untersuchungsgegenstand und nicht auf das Geschlecht der Forschenden. „Soziologische Männlichkeitsforschung“ wiederum versteht sich als Forschung über hegemoniale Männlichkeit.

■ Innerhalb des neuen Wissenschaftszweiges hat sich eine „kritische Männerforschung“ etabliert, deren forschungsleitende Interessen sich vor allem am „neuen“ bzw. „modernen Mann“ orientieren. Nach den Ergebnissen ihrer Vertreter, die in dieser Ausgabe zu Wort kommen werden, stellen „neue“ oder „moderne“ Männer heute keine Minderheit mehr dar. Sie sind nicht mehr so ausschließlich berufsorientiert wie ihre tradi-

tionellen (meist älteren) Geschlechtsgenossen, stehen der Übernahme häuslicher Pflegearbeiten und einer damit zusammenhängenden Unterbrechung ihrer Erwerbstätigkeit aufgeschlossener gegenüber und verstehen sich als partnerschaftliche und aktive Väter. Diese Männer sind dabei, klassische männliche Karrieremuster aufzubrechen, und tragen damit indirekt zu einer Verbesserung der immer noch sehr schwierigen Situation von Frauen mit Kindern bei. Indem sie ihre „weiblichen Potenziale“ entdecken und kultivieren, gewinnen sie, beruflich wie privat: Niederlagen müssen nicht mehr zwangsläufig in Siege umgedeutet, Tränen nicht unbedingt unterdrückt werden. Männliche und weibliche Wahrnehmung stehen sich nicht mehr unversöhnlich gegenüber. Folglich besteht auch keine Notwendigkeit mehr, den Unterschied zwischen den Geschlechtern einzuebnen.

■ Auch in der Politik hat es sichtbare Veränderungen gegeben. Sie wird heute zwar immer noch maßgeblich von Männern geprägt, aber diese sind längst nicht mehr unter sich. Das Ziel der Geschlechtergerechtigkeit wird von den Parteien – zumindest öffentlich – nicht mehr in Frage gestellt: mit Ausnahme von rechtspopulistischen „Männerparteien“. Hierzu zählen die Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ) und die Schweizerische Volkspartei (SVP).

■ „Neue“ oder „moderne“ Männer – das sind nicht unbedingt jene gut gekleideten, elegant und nicht selten eher feminin wirkenden Männer, die – fälschlicherweise unter dem Etikett „Dandy“ – heute als Trendsetter der Mode die Szene beherrschen. Diese zum „Jetset“ gehörenden Männer haben mit dem Dandy vergangener Zeiten, insbesondere mit dessen geistigem Habit, nicht mehr viel gemein.

Katharina Belwe



Gertrud Höhler

Neue Männer

Neue Frauen – neue Männer, Frieden an der Feministenfront und Landgewinne für beide: Männer und Frauen. Wenn die Praxis Erfolge zeitigt, verstummt die Theorie. Es lohnt sich, die Gewinne zu sichten, die auch Männer in einer veränderten Privat- und Berufswelt, die Frauen mit ihrem Stärkenprofil begünstigt, erzielen können: Die Welt der virtuellen Waren ist Frauenland. Hier gewinnt, wer besser kommuniziert; hier feiert die Empathie Triumphe; hier ist Chaosmanagement gefragt, das Frauen mit leichter Hand liefern.

Der Mann profitiert vom neuen Selbstvertrauen der Frauen – auch wenn er das nicht auf den ersten Blick erkennt. Starke und sichere Frauen ersparen ihm so viel Unsicherheit; sie machen törichtes Dominanzgebaren überflüssig. Jetzt kann er endlich die Probleme in seiner Abteilung beherrschen – so denken Frauen. Aber er übt noch; zumindest wenn er nicht zu den Jungen gehört, die schon als Schüler den neuen Frauen begegnet sind. Frauen ohne Weiblichkeitskomplex sind wunderbare Freundinnen, sie entspannen das Klima in der Mädchen- und Jungenwelt und sie sind für den jungen, abenteuerlustigen Unternehmer faire Partnerinnen.

Junge Männer können schon darüber berichten, um wieviel weiter ihr Horizont geworden ist, seit sie nicht mehr den Druck spüren, immer der Stärkere zu sein. Der enge Tunnel mit dem kleinen Licht am Ende weitet sich, aus dem erfolgsorientierten Vereinfacher wird der umsichtige Problemlöser, der aufhört, nur in den Kategorien von Sieg und Niederlage zu denken.

Die etwas Älteren aber sind verunsichert. Ist nicht doch der starke Mann die geheime Wunschfigur der so erschreckend tough auftretenden Frauen? Möchte „sie“ nicht doch ab und zu ihren Kopf an seine mächtige Schulter lehnen? Oh ja, sie möchte. Aber er, endlich, darf das *auch* tun, darf auch seinen Kopf an die Schulter einer zarten Frau lehnen und durchatmen, muss nicht immer der Held sein, der keine Tränen kennt, muss nicht jeden Schmerz in Wut verwandeln, kann nun komplexer existieren – ein unschätzbare Gewinn in der neuen gemeinsamen Welt.

Tatsächlich hat die Stahl- und Eisenzeit, aus der wir kommen, das Männliche sehr einseitig gefordert. Die Rotation der Maschinen, die Perfektion ihrer Funktionen verlangten Unterordnung; Intelligenz und Logik wurden zu Schlüsselqualifikationen. Männer sind Systemliebhaber; sie waren schnell bereit, sich dem Gesetz der Industriekultur unterzuordnen. Bald wurde Intelligenz, in Quotienten umgerechnet, *das* Eintritts-Ticket in die höheren Etagen der Konzerne.

Erst die Auslagerung der Intelligenz aus den Köpfen in die Computer erzwang die Rückkehr zur Balance der Erfolgsmittel: Die kühle Ratio machte Wärmeverluste fühlbar; immer komplexere Intelligenz, ins Produkt gepackt, erzwang neue Formen der Zuwendung – Dienstleistung und Beziehungsmanagement. Wo der Laie immer weniger versteht, wird Vertrauen das entscheidende Ferment für die Bindung.

Mit all diesen neuen Anforderungen begann, ohne Kriegsgeschrei und feministische Trommelwirbel, der Einmarsch der Frauen in das zuvor weitgehend männliche Gelände. Ohne weibliche Stärken wie soziales Interesse, Kommunikationslust und Improvisationstalent war die Ära der Hightech-Produkte nicht zu bestehen.

Inzwischen ist klar, dass es sich nicht um eine neue Konkurrenz handelt, mit der Männer und Frauen konfrontiert wären, sondern um einen Beistandspakt, der das Business – seine Produkte und Beziehungen – und die Männer mehr verändert, als bisher begriffen worden ist.

Viele Männer, die bis dahin nur private Erfahrungen mit Frauen hatten, lernen nun, in ihrer vorher stolz behaupteten Domäne, der Berufswelt, mit Frauen umzugehen. Sie profitieren von den Lizenzen, die sich bei der Kooperation ergeben: ein privates Wort der Anteilnahme einzufangen, wo Männer mit Männern Verschlussheit als Tugend buchen. Die Männerwelt wird weiter, seit die Macht der Produkte zugunsten der Macht der Beziehungen gebrochen wurde. Wer den Kunden mit Produktqualität abspesen will, verliert. Umgekehrt gewinnt, wer mit den Augen des Kunden zu sehen lernt. Sich in andere hineinzusetzen galt unter Männern als eine Gefahr, die schwach

macht. Sei hart mit dir selbst, dann wirst du Sieger bleiben, lautete die Devise. Beinahe zwangsläufig war „mann“ dann auch hart zu seinen Leuten. Dominanz am Markt wird mit dieser harten Schale heute nicht mehr erzielt – im Gegenteil: Die Unverwundbarkeits-Pose kostete genau jene Marktsensibilität, die ein Imperium wie Karstadt in der Nähe des Kunden gehalten hätte. Dass diese nicht einmal mehr auf Rufweite zu finden ist, beweist das Versagen der Industrie-Intelligenz. Die emotionale Macht der Marktteilnehmer setzt die gigantomanische Gier und die kalte Intelligenz der Führungsgruppen gleichermaßen matt.

Sind die „neuen Männer“ gegen solche Fehler gefeit? Sie sind besser präpariert für die virtuelle Warenwelt, sie kommunizieren sorgsamer, und das nicht zuletzt wegen ihrer zahlreichen Berufskontakte zu Frauen. So wie die Frauen es lernen, ihre trickreichen Privatstrategien im Beruf zurückzustellen, lernen die Männer, „zwischen den Zeilen zu lesen“. Hat der Vertragspartner sich wohlgefühlt? Für den Abschluss zählt das Vertrauen mehr als die Unterschriften. Wer nur rechnet, verliert die Hälfte der Welt aus dem Blick. Das wussten unter den Älteren die Besten auch schon; unter den Jüngeren weiß es aber inzwischen jeder Zweite.

Die Männer erweitern ihr Spektrum, und sie tun es lustvoll. Das Väterliche zum Beispiel kommt wieder in den Blick. Zwar werden heute noch nicht immer mehr Männer Väter, aber vielleicht wird das in den nächsten Jahrzehnten die Folge sein: Eine neue Selbstverständlichkeit greift unter jüngeren Männern um sich; sie hängt mit ihrer Unlust zusammen, Leben und Arbeit gegeneinander auszuspielen. Sie sind nicht mehr bereit, Leben für Arbeit zu opfern. Es muss – und darum gehen so viele in die Selbständigkeit – beides möglich sein. Bald werden Kinder im Büro, Kakaobecher auf den Arbeitstischen so selbstverständlich sein, wie Frauen mit Kindern als Mitarbeiterinnen in beiden Bereichen – im Privatleben und im Beruf – es heute sind. Die Grenzen verschwimmen, und die „Kinderkompetenz“ der Väter bringt Entspannung in die ehemals voneinander abgeschotteten Territorien. Da wird ohne Verwunderung toleriert, wenn ein junger Manager auch im Gremium mit traditionellen Schmalspur-Kollegen um 18 Uhr mit der freundlichen Bemerkung aufsteht: „Ich habe meiner Tochter versprochen, ihr Gute Nacht zu sagen.“ Keiner wagt ein spöttisches Wort. Alle spüren: Der ist schon weiter als wir. So erhalten die als Mütter jahrzehntelang allein gelassenen

Frauen unerwartete Verstärkung von Männern, die dabei sind, die bisherigen einseitigen Karriermuster aufzubrechen.

Die neue Männlichkeit ist viel umfassender definiert als jene der früheren Industriegenerationen. In dem Maße, wie der Rahmen der äußeren Erfahrungswelt sich geweitet hat – nicht mehr das Werkstor am Morgen, am Abend, der flüchtige Blick in Frauen- und Kindergesichter zu Hause, sondern die wechselseitige Freigabe von Terrain, wo früher die Verbotstafeln standen: women only! – women forbidden! – Männerclub! –, sind innere Verbotsschilder gefallen. Was Männer „dürfen“, was Frauen „erlaubt ist“, sind damit gegenstandslose Fragen. Endlich sind auch Männer frei, ihr weibliches Potenzial zu entdecken und zu kultivieren – eine Lizenz, welche die Frauen sich schon vor ihnen im Männerland geholt hatten.

Es bleibt genug Spielraum für wechselseitige Korrekturen, für Achtung und Bewunderung, wie sie erst möglich werden, wenn der Krieg vom Frieden abgelöst wird. Immer mehr Männer und immer mehr Frauen begreifen, dass es uns allen schlecht geht, wenn männliche und weibliche Wahrnehmung der Welt sich unversöhnlich gegenüberstehen.

Das Stärkenmanagement der Zukunft wird männliche Dominanzwünsche zu prüfen und weibliche Selbstzweifel zu beschwichtigen haben. Es wird auch die wohlfeile, aus dem Feminismus noch herüberschallende Männerbeschimpfung gegen eine Perspektive eintauschen müssen, die der schwer lesbaren Hilflosigkeit der Männer unter Anklage gerecht wird: Männer sind auf Verständnis, das nicht demütigt, noch mehr angewiesen als Frauen, weil sie eine viel stärkere Versagensangst auf ihren Lebensweg mitnehmen. Die Frau flieht in die Unterlegenheit, um wehrlose Siegerin zu werden. Der Mann lebt schon als Kind mit der Gewissheit, dass er jede Niederlage in einen Sieg umdeuten muss. Dass in Zeiten der aufgeklärten Dopingdebatten immer noch viele Diskutanten an der Legende festhalten, dies sei ein Erziehungsergebnis, ist das erstaunlichste Defizit in einer sonst ermutigenden Bilanz unserer Erkenntnisfortschritte. Verständnis für das Männliche und das Weibliche lebt aber vor allem von diesem Wissen: dass wir verschieden ausgestattet und mit verschiedenen Hormonprogrammen unterwegs sind, und dass wir gerade deshalb so sehr aufeinander angewiesen sind.

Neue Männlichkeit – Neue Wege der Selbstverwirklichung

Frauen haben sich früher auf den Weg der Selbstverwirklichung begeben als Männer. Die europäische Männerbewegung hat zudem im Vergleich zu jener in Nordamerika einen zwanzigjährigen Rückstand. In den vergangenen Jahren hat sie aber auch bei uns Fuß gefasst. Männergruppen sind entstanden, Männerpolitik beginnt sich zu artikulieren. Männer verlangen eigene Ministerien. Sie stehen den Frauen in Fragen der Selbstverwirklichung und Suche nach gesellschaftlichen Voraussetzungen für diese nicht mehr nach. Man könnte meinen, dass die neue Männerbewegung auf die vorausgehende Emanzipationsbewegung der Frauen reagiere. Diese – so ist in Diskussionen zum Männerthema zu hören – habe nicht wenige Männer verunsichert und bedrohe sie in ihrer erbten Position. Es gelte daher, das bröckelnde Patriarchat zu verteidigen. Aber hier liegt für die meisten Männer nicht das Hauptmotiv für ihr Interesse an neuen Wegen zur Selbstverwirklichung. Vielmehr dominiert das Gefühl, dass das Leben der Männer, wie es sich in modernen Gesellschaften entwickelt, nicht stimmt, nicht reich ist, sondern verarmt. Es könnte, so hoffen nicht wenige, mehr Bewegung ins Männerleben kommen. Folglich ist nicht der Widerstand gegen die Frauenemanzipation der Hintergrund der Suche nach einer neuen Männlichkeit, sondern das Leiden am ererbten Männerleben und der Wunsch nach dessen Anreicherung.

In diesem Entwicklungskontext hat sich auch die neuere deutschsprachige Männerforschung positioniert. Angestoßen wurde sie – in meinem Fall – von kirchlichen Männerorganisationen in Österreich und in Deutschland.¹ Diesen waren mit ihren

herkömmlichen biedereren Programmen die Männer abhanden gekommen. Die Gruppen waren zu Altherrenclubs mutiert; der Zeitpunkt ihres bevorstehenden Endes ließ sich leicht hochrechnen. Mit dem Ziel, ein Programm für jüngere Männer sachgerecht und fundiert entwerfen zu können, wurde angeregt, über Männer zu forschen. Das von mir geleitete Ludwig-Boltzmann-Institut für Werteforschung hat diese Anregung interessiert aufgegriffen und ein entsprechendes Forschungskonzept entwickelt. Hierzu zählt die Wiederholung der österreichischen Männerstudie zehn Jahre nach der ersten im Jahr 1992. Wir wollten wissen, ob und wie sich Männer in den letzten zehn Jahren entwickelt haben.²

Bunte Typenvielfalt

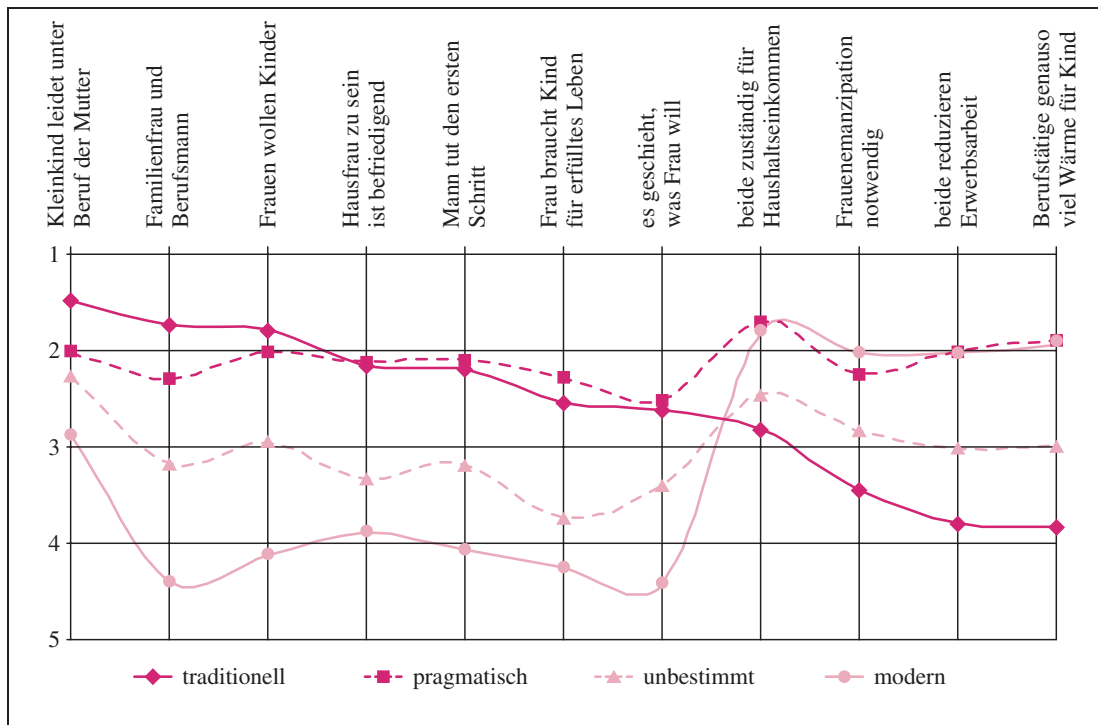
Das Herzstück der von uns verantworteten Männerforschung ist die Entwicklung einer empirisch gesicherten Männertypologie. Mann ist nicht gleich Mann – Vergleichbares gilt bei den Frauen, die wir als Kontrastgruppe immer mit untersucht haben. Nun ist natürlich jeder Mensch ein Sonderfall, ein Original. Die Individualisierung in modernen Kulturen hat diesen Hang zum Original verstärkt. Jede, jeder kann ihr bzw. sein Leben selbst „komponieren“. Leben ist ein Kleinstunternehmen in privater Hand geworden, was enorme „Spielräume“ mit sich bringt. Allerdings gibt es Skeptiker, die meinen, es handle sich lediglich um eine Originalität im Modus des Wünschens. Denn die geheimen Zwänge, Verführungen, die kulturellen Grundstimmungen würden den Einzelnen nachhaltig formen, und dies alles unter der unangetasteten Illusion der Originalität. Die Bereitschaft, Moden mitzumachen, oder die Erfolge der Werbebranchen illustrieren diesen Verdacht.

Durch empirische Forschungen ist es möglich, jene Ähnlichkeiten und Verwandtschaften, die auch zwischen originellen Individuen vorhanden sind,

1 Das trifft sowohl auf die österreichische Männerstudie aus 1992 (Auftraggeber: Katholische Männerbewegung Österreichs) wie auf die deutsche Männerstudie 1998 (Auftraggeber: Männerarbeit der evangelischen Kirche) zu. Es konnten auch die jeweils zuständigen Ministerien für eine Beteiligung gewonnen werden. Vgl. Paul M. Zulehner/Andrea Slama, Österreichs Männer unterwegs zum neuen Mann? Wie Österreichs Männer sich selbst sehen und wie die Frauen sie einschätzen. Erweiterter Forschungsbericht, bearbeitet im Rahmen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Werteforschung, Österreichisches Bundesministerium für Jugend und Familie, Wien 1994; Paul M. Zulehner/Rainer Volz, Männer im Aufbruch, Ostfildern 1999².

2 Vgl. Paul M. Zulehner (Hrsg.), Mannsbilder. Ein Jahrzehnt Männerentwicklung, Ostfildern 2003.

Abbildung 1: Männertypen



Männer 2002® – Skalenwert 1 = sehr richtig auf fünfstufiger Skala.

Quelle: Paul M. Zulehner (Hrsg.), MannsBilder. Ein Jahrzehnt Männerentwicklung, Ostfildern 2003.

aufzudecken. Das geschieht, indem Befragte mit ähnlichen Antworten auf einschlägige Fragen zu Gruppen zusammengefasst – gebündelt – werden. So bilden sich „Trauben“ von Personen (*cluster*) mit mehr oder minder großen Ähnlichkeiten. Solche Personentrauben nennen wir *Typen*. Die Anzahl der errechneten Typen hängt vom Bestreben ab, dass diese sich einerseits merklich voneinander unterscheiden und zugleich die Übersichtlichkeit nicht verloren geht.

Gestützt auf reiches Datenmaterial haben wir uns für vier *Männertypen* entschieden. Die Zuordnung eines Mannes zu einem der vier Typen hängt davon ab, ob er *traditionellen* Männermerkmalen einerseits oder *modernen* andererseits zustimmt. Wir haben diese in unserem Instrumentarium jeweils definiert:

Traditionelle Merkmale:

- Ein Kleinkind wird wahrscheinlich darunter leiden, wenn die Mutter berufstätig ist.
- Die Frau soll für den Haushalt und die Kinder da sein, der Mann ist für den Beruf und für die finanzielle Versorgung zuständig.

- Der Beruf ist gut, aber was die meisten Frauen wirklich wollen, ist ein Heim und Kinder.
- Wenn ein Mann und eine Frau sich begegnen, soll der Mann den ersten Schritt tun.
- Männer können einer Frau ruhig das Gefühl geben, sie würde bestimmen, zuletzt passiert doch das, was er will.
- Voraussetzung für ein erfülltes Leben einer Frau ist ein Kind.
- Hausfrau zu sein ist für eine Frau genauso befriedigend wie eine Berufstätigkeit.

Moderne Merkmale:

- Frauenemanzipation ist eine notwendige und gute Entwicklung.
- Beide – der Mann und die Frau – schränken ihre Erwerbsarbeit ein und beide kümmern sich gleichermaßen um Haushalt und Kinder.
- Eine berufstätige Frau kann ihrem Kind genauso viel Wärme und Sicherheit geben wie eine Mutter, die nicht arbeitet.

Tabelle 1: Rolle der Erwerbsarbeit nach Männertypus (in Prozent)

	Der Mann erfährt in der Arbeit seinen persönlichen Sinn	Ein Mann ohne Erwerbsarbeit hat kein gesellschaftliches Ansehen	Arbeitslosigkeit bedroht den Lebenssinn von Männern mehr als jenen der Frauen
traditionell	21	40	51
pragmatisch	23	35	35
unbestimmt	6	18	20
modern	6	23	18

Männer 2002[©]

Quelle: wie Abb. 1.

- Beide – Mann und Frau – sollten zum Haushaltseinkommen beitragen.

Der erste der vier Männertypen bejaht die traditionellen und lehnt die modernen Merkmale eindeutig ab. Wir haben ihn deshalb als den *traditionellen Mann* bezeichnet. Genau umgekehrt denken die *modernen Männer*: Sie orientieren sich an den modernen Merkmalen und stehen zu den traditionellen deutlich auf Distanz.

Sodann gibt es Männer, die sowohl traditionellen wie modernen Merkmalen zustimmen, zumindest auszugswise. Es sind die *pragmatischen Männer*, die sich aus den jeweiligen Merkmalssets jene herauspicken, die sie für vorteilhaft halten. Diese sympathische Eigenschaft hat ihnen in Diskussionen den Spitznamen „Rosinenmann“ eingetragen. So können sie mit dem Berufswunsch einer emancipierten Frau deshalb viel anfangen, weil sie dann nicht mehr allein Geld in die Haushaltskasse einbringen müssen.

Der vierte Typ hatte 1992 den Namen „unsicherer Mann“ erhalten – ein Begriff, gegen den nicht wenige Männergruppen Sturm gelaufen sind. Wir haben deshalb in der Folgestudie den Namen „unbestimmte“ oder auch „formbare Männer“ gewählt. *Unbestimmte Männer* sind die wertvollste Klientel für Männergruppen. Sie haben keinen Zugang mehr zu traditionellen Männermerkmalen, aber auch die modernen verlocken sie nicht. Das versetzt sie in eine Art Entwicklungsstandby (vgl. die *Abbildung 1*).

Lebensbereiche

Diese vier Männertypen verstehen sich nicht nur entlang vorgegebener Merkmale als traditionell oder modern, pragmatisch oder formbar. Sie sind in den wichtigsten Lebensbereichen auch auf andere Art und Weise präsent.

Wir haben uns dabei einerseits auf die Polarität von Berufswelt und Familienwelt (damit Öffent-

lichkeit und Privatheit) gestützt. Andererseits sind wir davon ausgegangen, dass im Hintergrund die Innenwelt des jeweiligen Mannes angesiedelt ist.

Im Ergebnis stehen markante Unterschiede zwischen den einzelnen Männertypen hinsichtlich ihrer Präsenz bzw. ihres Zugangs zu den drei „Bereichen“.

Berufswelt

Der traditionelle Mann ist der „Berufsmann“. Er bezieht seine Identität aus diesem Lebensbereich. Das zeigt sich vor allem daran, dass der traditionelle Mann sich vom Verlust der Erwerbsarbeit bedroht fühlt. Er wird dann zu einem sozialen Nichts. Erkennbar ist dies daran, dass die Selbstmordrate unter Langzeiterwerbslosen im Alter von 40 bis 55 in den vergangenen Jahren deutlich gestiegen ist. Dies macht verständlich, dass für den Fall, dass Erwerbsarbeit knapp wird, ein größerer Anteil traditioneller Männer dafür eintritt, Ausländern, Frauen, Älteren und Behinderten den Job zu kündigen. Der traditionelle Mann fühlt sich auch durch (männliche wie weibliche) Konkurrenz eher bedroht als der moderne Mann (siehe *Tabelle 1*).

Familienwelt

Die enge Bindung des traditionellen Mannes an die Erwerbswelt geht einher mit einer weniger engen Verbindung mit der Familienwelt. Der traditionelle Mann zeichnet sich zwar – wie alle in unseren modernen Kulturen – durch eine hohe Wertschätzung der familialen Lebenswelt aus. Diese ist der überlebenswichtige Raum, geprägt von Stabilität und Liebe, den Alte und Kinder sowie Erwachsene als Dach über der Seele brauchen. Aber die Rolle, die der traditionelle Mann in der Familie spielt, ist eine andere als jene, die wir beim modernen Mann antreffen. Dieser versucht beide Lebensbereiche auszubalancieren. Moderne Männer sind neue Väter; sie sind im Lebenskreis der Kinder qualitativ anders sowie quantitativ mehr präsent als traditionelle Männer. Sie zeich-

Tabelle 2: Wofür sich Männer in der Familie eher zuständig fühlen (in Prozent)

„Hier auf dieser Karte finden Sie einiges, was für eine Ehe bzw. Partnerschaft manchmal notwendig ist. Sagen Sie mir bitte jeweils, ob eher Sie oder eher Ihre Frau dafür Sorge tragen.“

	traditionell	modern	Differenz
dass die materielle Existenz gesichert ist	68	29	-39
dass notwendige Entscheidungen getroffen werden	36	19	-17
dass für die Zukunft geplant wird	31	13	-18
dass es bei einem Streit wieder zu einem Ausgleich kommt	22	24	+ 2
dass gemeinsam etwas unternommen wird	18	7	-11
dass es gemütlich ist	8	14	+ 6
dass über die Partnerschaft gesprochen wird	8	10	+ 2
dass über Spannungen oder Probleme gesprochen wird	6	14	+ 8

Männer 2002[©]

Quelle: wie Abb. 1.

Tabelle 3: Verteilung der Weltanschauungstypen* (in Prozent)

		Religions- komponisten	Naturalisten	Atheisierende	Christliche
Männer	traditionell	26	34	23	16
	pragmatisch	35	28	25	13
	unbestimmt	27	34	26	14
	modern	29	31	27	13
alle Männer		29	32	25	14
Frauen	traditionell	38	25	11	26
	pragmatisch	36	25	15	24
	unbestimmt	48	27	13	12
	modern	41	26	20	13
alle Frauen		42	26	16	16
Alle		36	29	20	15

Männer – Frauen 2002[©]

Quelle: wie Abb. 1. * Mit Hilfe einer Clusteranalyse wurden vier Weltanschauungstypen herausgeschält (vgl. ebd., S. 143 ff.).

nen sich auch durch eine deutlich höhere Bereitschaft aus, mit ihrer Partnerin die Hausarbeit zu teilen. Traditionelle Männer stehen dagegen mehr fürs Einkommen denn fürs Auskommen. Sie sichern die Lebensgrundlagen der Familie (nicht zuletzt durch ihre Erwerbsarbeit und den familien-gerechten Lohn). Die Innenarchitektur der Familie (dass Konflikte bearbeitet werden, dass es gemütlich ist) ist aus ihrer Sicht Frauensache (siehe *Tabelle 2*).

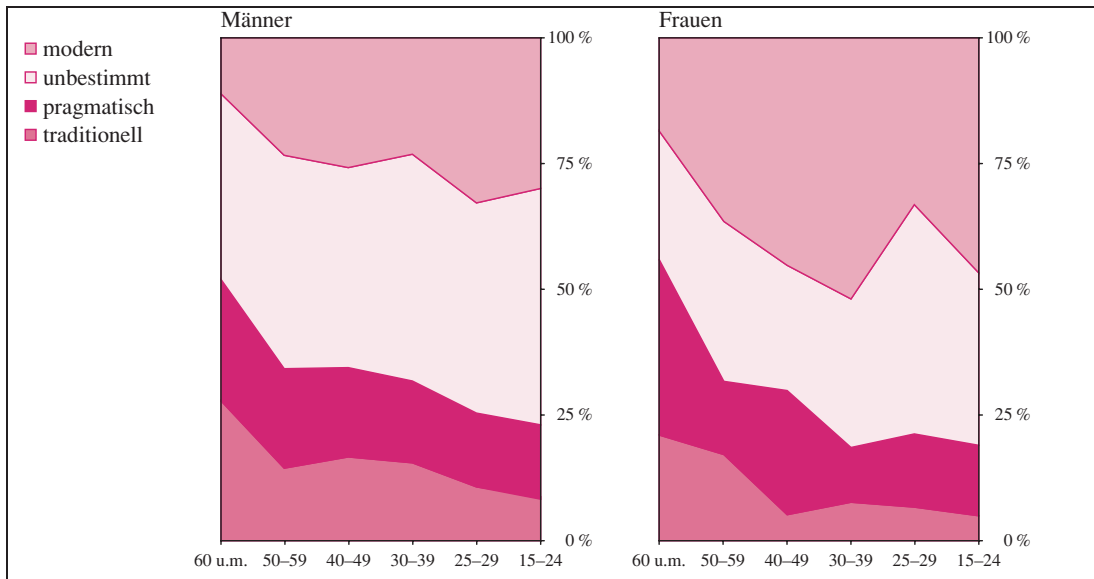
Innenwelt

Der traditionelle Mann gilt als extrovertiert. Der Zugang zur Innenwelt ist ihm – zumindest auf den ersten Blick – eher verschlossen. Das führt dazu, dass dieser Männertyp mit den dunklen Seiten seines Lebens nur schwer in Berührung kommt: mit den Misserfolgen, dem Leid, der Endlichkeit, mit dem Tod. Männer dieses Typs gehen auch härter mit sich selbst um. Wenn es Probleme gibt, reden sie nicht, sondern beißen sich durch. Das macht traditionelle Männer tendenziell therapieresistent.

Ein deutliches Merkmal der traditionellen Männer ist ihre Gewaltbereitschaft. Damit ist nicht die Freude an Gestaltungsmacht gemeint, sondern destruktive Gewalt gegen Frauen, Kinder, gegen die Natur, in der Sprache. Männergewalt, so die Ergebnisse von Analysen, ist dabei die Veröffentlichung einer inneren Schwäche. Ihrer selbst sichere Männer, die es unter den modernen häufiger gibt als unter den traditionellen, scheinen Gewalt nicht nötig zu haben: Hier liegt ein wichtiger Ansatz für die Minderung von Männergewalt.

Moderne Männer dagegen scheinen mehr als traditionelle nach Wegen in die Hinterhöfe der eigenen Seele zu suchen. Das muss gar nicht immer mittels der Sprache erfolgen, für die Frauen nach den Ergebnissen unserer Studie eher kompetent sind. Vielmehr spielen in der Entwicklung moderner Männer archaische Rituale (wie Trommeln, Naturerleben) eine neue Rolle. Moderne Männer sind gesundheitsbedachter, suchen eine bewusster Fühlungnahme mit ihren sexuellen Begabungen, haben Sinn für Männerfreundschaften mit einer

Abbildung 2: Verteilung der Geschlechtertypen nach Lebensalter



Männer – Frauen 2002[©]
 Quelle: wie Abb. 1.

neuen Qualität, die sich deutlich von Stammtisch-kumpanei unterscheidet.

In einem Punkt unterscheiden sich traditionelle und moderne Männer eklatant: Während traditionelle Männer im Vergleich zu den anderen Männertypen eine ausgeprägte Religiosität aufweisen, sind moderne Männer im herkömmlichen Sinn dieses Wortes deutlich weniger religiös kompetent und auch kaum kirchengebunden. Das unterscheidet moderne Männer von modernen Frauen in unseren Studien: Diese haben sich zwar wie die modernen Männer auch von der Kirche distanziert – die Distanz zu den Kirchen ist ähnlich groß –, zugleich zeichnet aber die modernen Frauen ein spezifisches spirituelles Suchen mit neuer Qualität aus. Der Rückzug von den christlichen Kirchen könnte damit zusammenhängen, dass im Lauf der Geschichte die Kirchen jene religiösen Legitimationen geliefert haben, welche Geschlechterrollen als gottgegeben und damit als unabänderbar hingestellt haben (vgl. *Tabelle 3*).

Entwicklungen

Die vier Haupttypen mit ihrer je unterschiedlichen Präsenz in den verschiedenen Lebensfeldern stehen in einer Einzelstudie zunächst nebeneinander und erlauben als solche noch keine verlässliche

Aussage über eine Entwicklung. Setzt man diese Typen aber mit dem Lebensalter in Verbindung, dann zeigen sich mögliche Verschiebungen.

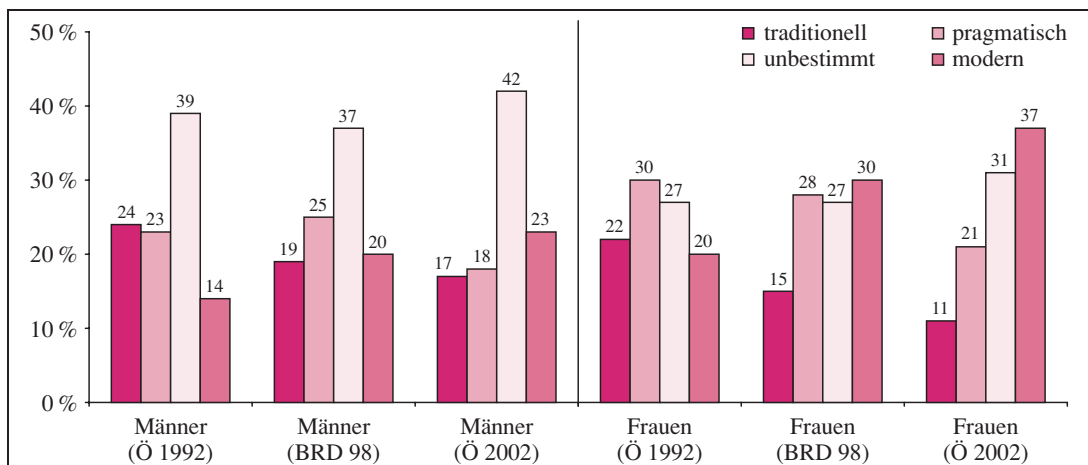
So ist das Traditionelle bei den Jüngeren mehr oder minder „out“. Die jungen Männer (und Frauen) tendieren zu modernen Geschlechterrollen, obgleich nicht wenige von ihnen auch unter den Pragmatischen und unter den Unbestimmten zu finden sind (vgl. *Abbildung 2*).

Noch aufschlussreicher als eine Querschnittstudie (einschließlich der Alterskorrelationen) sind Langzeitstudien. Sie lassen erkennen, ob und wie sich über Jahre hinweg Geschlechtertypen anteilmäßig entwickelt haben. Dazu stehen uns für Österreich erstmals für den deutschsprachigen Raum Daten zur Verfügung.³ Es wird deutlich, dass der Anteil der modernen Männer zu-, jener der traditionellen hingegen abnimmt. Als stärkste Gruppe ragt jene der Unbestimmten heraus. Das legt den Schluss nahe, dass die Entwicklung vom traditionellen zum modernen Verhalten zwar im Gang, jedoch mit einer großen Offenheit versehen ist.

Ein Vergleich zwischen den Männern und den Frauen zeigt zudem, wie unterschiedlich die Entwicklungsgeschwindigkeiten bei beiden Ge-

³ Anhaltspunkte für die Veränderung der Frauenrollen enthalten die Europäischen Wertestudien: Paul M. Zulehner/Hermann Denz, *Wie Europa lebt und glaubt*, Düsseldorf 1991. – Hermann Denz u. a.: *Die europäische Seele*, Wien 2002.

Abbildung 3: Verschiebungen zwischen den Geschlechertypen 1992–2002



Männer – Frauen 2002[®]; Männer im Aufbruch 1998[®]
 Quelle: wie Abb. 1.

schlechtern sind. Der Anteil der modernen Frauen war 2002 in Österreich nahezu doppelt so groß wie jener der Männer. Der Anteil der Unbestimmten ist zudem bei den Frauen deutlich niedriger als bei den Männern. Einen Teil der Unterschiede erklärt gewiss die Tatsache, dass die Frauenselbstentwicklung auf einen längeren Erfahrungszeitraum zurückblickt, die der Männer hingegen erst jüngsten Datums ist (vgl. *Abbildung 3*).

Wäschewaschen oder gar das Bügeln überlassen auch sie lieber der Partnerin (vgl. *Abbildung 4*).

- Zwar entdecken moderne Männer neben den „starken Eigenschaften“, die traditionellerweise Männern zugewiesen werden, auch die „weichen“ und „sanften“, die üblicherweise – in den kulturellen Klischees – bei den Frauen angesiedelt sind; zugleich dominieren aber auch bei ihnen eindeutig die starken Eigenschaften.

Schieflagen

Aufschlussreich für die Frage der Selbstentwicklung von Männern und Frauen sind jene Forschungsdaten, die wir mit dem Begriff der „Schieflagen“ gebündelt haben. Wir haben solche in einigen Datensets entdeckt:

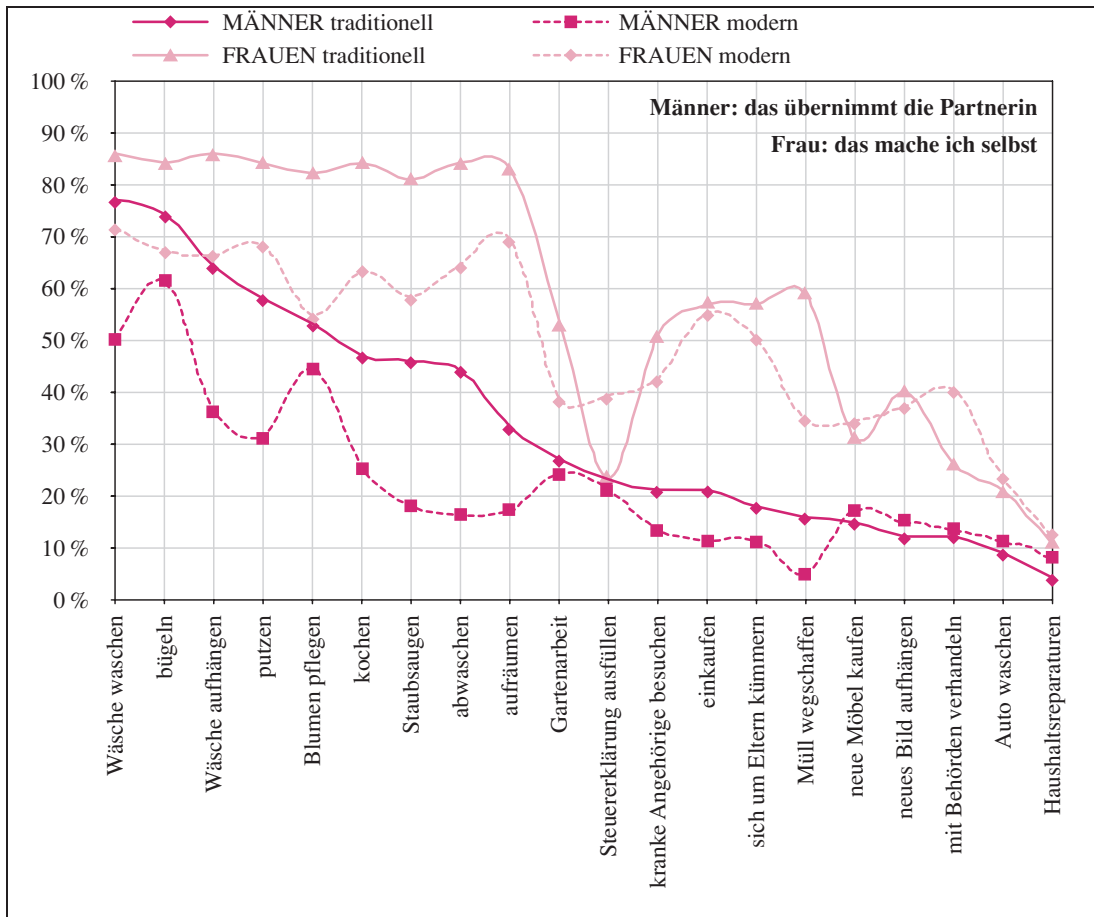
- Zwar beschäftigen sich moderne Männer als „neue Väter“ mehr mit ihren Kindern; sie bevorzugen jedoch Aufgaben, die nicht in den unmittelbaren Versorgungsbereich fallen (wie mit einem kranken Kind zum Arzt zu gehen, ein Kleinkind auf die Toilette zu setzen); lieber spielen sie mit den Kindern, erzählen ihnen Geschichten, treiben mit ihnen Sport.
- Zwar sind moderne Männer eher bereit, der Partnerin im Haushalt mehr Arbeit abzunehmen, als die traditionellen Männer; dennoch neigen auch moderne Männer zu offensichtlich „männerspezifischen Haushaltsarbeiten“ wie Auto waschen oder Garten pflegen; das

Hier stellt sich die Frage, ob dies allein auf eine Veränderungsunwilligkeit der Männer, auch der modernen zurückzuführen ist. Hält sich das Patriarchat hartnäckiger, als selbst modernen Männern bewusst ist? Es sind aber weitere reichende Überlegungen möglich. Hinter diesen Schieflagen könnte auch eine Relativierung des in der Geschlechterdebatte gängigen Konstruktivismus liegen.

Konstruktivismus unterstellt, dass die Geschlechterrollen (wie das gesamte gesellschaftliche Gefüge) sich Vereinbarungen unter Menschen verdanken. Hier spielen Interessen und Gestaltungsmacht eine zentrale Rolle. Es wird angenommen, dass die herkömmlichen Gesellschaften männerfreundlich „konstruiert“ sind und Männer gegenüber Frauen massiv privilegieren. Frauen sind enorm benachteiligt, vor allem, was den Zugang zum gesellschaftlich erwirtschafteten Reichtum, aber auch, was die Gestaltungsmacht betrifft.

Konsequenterweise verlangen Frauen, die mehr Gerechtigkeit einfordern, eine Dekonstruktion dieser männerzentrierten Gesellschaft und eine

Abbildung 4: Schiefe in der Verteilung von Haushaltsarbeiten



Männer – Frauen 2002©
Quelle: wie Abb. 1.

Rekonstruktion neuer Verhältnisse. Die Idee der ersten Stunde der Frauenbewegung, Männer und Frauen in der bestehenden Männergesellschaft gleichzustellen, wird von der modernen Frauenbewegung nicht mehr geteilt. Es gilt vielmehr auch unter den Achtundsechzigern der flotte Spruch: „Wer werden will wie ein Mann, hat keinen Ehrgeiz!“

Tatsächlich ist inzwischen mit Eifer sehr viel Rekonstruktionsarbeit geleistet worden: zunächst von und für Frauen, inzwischen auch unter einer Avantgarde von Männern. Solche Rekonstruktionsarbeit scheint aber nun – man betrachte die Schiefe – an empfindliche Grenzen zu stoßen. Der Erfindergeist hinsichtlich der Geschlechterrollen kann beachtliche Ergebnisse vorweisen. Zugleich gibt es sichtlich veränderungsresistente Anteile in den Geschlechterrollen.

Manche nehmen diese Tatsache zum Anlass, den Konstruktivismus als solchen in Frage zu stellen. Sie meinen, dass Geschlechterrollen eben nicht so veränderbar sind, wie vom Konstruktivismus unterstellt wird. Sie tendieren vielmehr zu einer Art komplexen Biologismus. Dieser stützt sich nicht nur auf die somatischen Unterschiede, die ja nicht zu leugnen sind, sondern auch auf menscheitsalte archaische Geschlechterbilder, mit denen sich alte Religionen (dabei wird an die auf Geschlechter angewendete Polarität des Jin-Jang gedacht) oder auch moderne Tiefenpsychologie (etwa eines Carl Gustav Jung) befassen. Was ein Mann oder eine Frau sind, sei nicht erfindbar, sondern vorfindbar. Selbstentwicklung von Frauen und Männern müsse daher bestrebt sein, das Vorfindbare aufzuspüren und die Lebenswirklichkeit danach zu gestalten. Geschehe dies nicht, würden Männer und Frauen unentwegt genötigt sein,

gegen das „anzuleben“, was sie sind und daher auch „im Grunde“ sein möchten. Der Konstruktivismus sei daher eine verständliche, aber letztlich bedrohliche Anleitung zur Beschädigung weiblicher und männlicher Identität.

Sind aber das Vorfindbare und das Erfindbare ein unversöhnlicher Widerspruch? Schließen Konstruktivismus und Biologismus einander gänzlich aus? Wenn man die wissenschaftlichen Lagerbildungen und die darauf gestützten wechselseitigen Belagerungen bedenkt, könnte man zu diesem Schluss kommen. Aber es wäre auch ein versöhnlich-dialektisches Modell denkbar. Der Konstruktivismus könnte sich auf das Thema Gerechtigkeit beziehen, der Biologismus auf jenes der Identität. Dann wären Wege der Selbstentwicklung zu suchen, die beides zugleich anstreben: mehr Gerechtigkeit (und dazu Rekonstruktion gesellschaftlicher Verhältnisse und kultureller Begleitbilder) und zugleich mehr bzw. eindeutige Identität. Letztlich wäre das ein Bemühen, das der europäischen Geistesgeschichte nicht fremd ist, nämlich den Aristotelismus mit dem Platonismus zu versöhnen.

Eine solche versöhnliche Geschlechter-„Politik“ (in der Wissenschaft, in der Selbstentwicklung, in der Suche nach angemessenen Strukturen) hätte zur Folge, dass sich der Unterschied zwischen den Geschlechtern nicht einebnet, sondern eher profiliert. Und zugleich könnten ererbte Benachteiligungen geschlechterpolitisch sowohl in den priva-

ten Lebenswelten wie im gesellschaftlichen Großraum vermindert werden.

Geht man aber nicht den dialektisch-versöhnlichen Weg, dann wird sich die Lagerbildung verschärfen. Damit steht der Friede zwischen den Geschlechtern auf dem Spiel, genauer, zwischen den Biologen und den Konstruktivisten, die sowohl in der Männer- wie in der Frauenwelt zu finden sind.

Auf der einen Seite könnte sich ein aggressiver Konstruktivismus ausbilden, der am Ende zu einer Verwischung der Unterschiede zwischen Mann und Frau führt. Denn wenn alles konstruiert ist, bleibt nichts mehr, was Frauen und Männer als solche erkennbar macht. Auf der anderen Seite könnte aber der Biologismus gesellschaftspolitisch reaktionär werden und alte Ungerechtigkeiten fortschreiben sowie neue schaffen. Zwischen diesen beiden Polen der Diffusion wie des Geschlechterkampfes könnte der versöhnliche Weg hindurchführen, auf dem mit hoher flexibler Sensibilität nach der je heutig lebbarer Balance zwischen dem Vorfindbaren und dem Erfindbaren gesucht wird. Das entspräche der inneren Logik jener Männerarbeit, die sich die Entwicklung zu modernen Männern auf die Fahnen geschrieben hat. Dieselbe Logik würde aber auch Männerpolitik inspirieren – gleichsam komplementär mit jener der Frauen –, leidenschaftlich nach mehr Gerechtigkeit für Frauen und Männer zu suchen, ohne die spannende und reizvolle Polarität zwischen Männern und Frauen auflösen zu müssen.

Männer – weder Paschas noch Nestflüchter

Aspekte der Zeitverwendung von Männern nach den Daten der Zeitbudgetstudie 2001/2002 des Statistischen Bundesamtes

Bruchlinien im Männerleben

„Männer sind ihr Beruf, und zu Hause sind sie fremd“ – so lautet wohl das vorherrschende Stereotyp über Männer in der Bundesrepublik Deutschland. Zwei zentrale Aspekte hegemonialer Männlichkeitsbilder, wie sie gemeinhin noch immer als verbindlich für Männerleben gelten, spiegeln sich hier wider: der *ErwerbsMann* und der *MachtMann*.¹

Allerdings scheinen solche Männerbilder nicht mehr das dominante Leitbild für alle Männer zu sein. Mehr und mehr werden im Rahmen von Studien der Männerforschung Bruchlinien im Männerleben deutlich. In der Debatte um einen Wandel männlicher Lebensmuster erhielt im vergangenen Jahr die Entdeckung des so genannten „Metrosexuellen“ besondere publizistische Aufmerksamkeit. Dieser in Großstädten lebende, gut verdienende und gut ausgebildete Mann habe seine femininen Seiten entdeckt und pflege diese.² So finden nur zehn Prozent der befragten Männer Parfüm bei Männern „unmännlich“, und mehr als die Hälfte fühlt sich nach dem Gebrauch eines After-Shaves wohl. Auch wenn dies zunächst sehr banal klingt, so sind doch einige Ergebnisse der zugrunde liegenden Studie beachtenswert – nicht zuletzt vor dem Hintergrund, dass die befragten Männer hinsichtlich ihres Profils doch eher in leitenden Positionen tätig sein dürften und damit die Arbeitsbedingungen in Organisationen maßgeblich mitbestimmen. Folglich ist auch die Tatsache bedeutsam, dass fast drei Viertel der Befragten ein Ende geschlechtsspezifisch unterschiedlicher Entlohnung für gleiche Tätigkeiten fordern und gut acht Zehntel der Männer die Frauenbewegung positiv bewerten. Nur gut die Hälfte der befragten

Frauen hat diese Antwort von den Männern erwartet. Gehen hier die Ansichten auseinander, findet sich hinsichtlich der Bestimmung der vorwiegenden Eigenschaften der „metrosexuellen“ Männer eine große Übereinstimmung zwischen den befragten Frauen und Männern: Jeweils drei Viertel sieht als vorrangige Eigenschaft Fürsorglichkeit („caring“). Bei der Frage der Kinderbetreuung erweisen sich die „Metrosexuellen“ jedoch als traditionell: 43 Prozent dieser Männer sind der Ansicht, dass die Berufstätigkeit von Frauen mit Kindern unter fünf Jahren die Ausnahme sein sollte, und für nur 47 Prozent der „Metrosexuellen“ ist eine familienorientierte Arbeitsplatzgestaltung von Relevanz, während fast drei Viertel der Frauen dies wünschen.

Hier scheint der „neue“ oder „moderne Mann“, wie ihn Männerstudien in Deutschland und Österreich identifiziert haben, wohl einen Schritt weiter zu gehen.³ Die jüngst erschienene österreichische Männerstudie zeigt, dass sich der Anteil moderner Männer in Österreich in den letzten zehn Jahren sogar von 14 Prozent auf 23 Prozent erhöht habe.⁴ In Deutschland lag deren Anteil 1998 bei 20 Prozent.⁵ Neue bzw. moderne Männer zeichnen sich unter anderem dadurch aus, dass sie nicht mehr so ausschließlich berufsorientiert sind wie traditionelle Männer; der Übernahme häuslicher Pflegearbeiten und einer damit zusammenhängenden Unterbrechung ihrer Erwerbstätigkeit aufgeschlossen gegenüber stehen; sich als partnerschaftlich wahrnehmen und dass sie aktive Väter sind.

3 Vgl. Rainer Volz/Paul M. Zulehner, Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen. Ein Forschungsbericht, hrsg. von der Männerarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland sowie der Gemeinschaft der Katholischen Männer Deutschlands, Ostfildern 1998; Paul M. Zulehner (Hrsg.), MannsBilder. Ein Jahrzehnt Männerentwicklung. Im Auftrag des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Ostfildern 2003. *Anmerkung der Redaktion:* Siehe auch den Beitrag von Paul M. Zulehner in dieser Ausgabe.

4 Vgl. P. M. Zulehner (Anm. 3), S. 23.

5 Vgl. R. Volz/P. M. Zulehner (Anm. 3), S. 51.

1 Vgl. Peter Döge, Geschlechterdemokratie als Männlichkeitskritik. Männerforschung, Männerpolitik und der „neue Mann“, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 31–32/2000, S. 18–23.

2 Vgl. Euro RSC Worldwide, Prosumer Pulse. The Future of Men: USA, New York 2003.

Ein Nachteil der beiden angeführten und einer Vielzahl der bisher vorliegenden Studien zum Wandel des Männerlebens besteht darin, dass überwiegend *Einstellungen* abgefragt werden und so die Möglichkeit bei den Befragten besteht, ihre Antworten „zu schönen“. Hier geht unsere Analyse der Zeitverwendung von Männern auf der Basis der Daten der Zeitbudgetstudie des Statistischen Bundesamtes methodisch einen Schritt weiter: Auf der Grundlage einer bisher in der bundesdeutschen Männerforschung noch nicht da gewesenen Stichprobengröße werden konkrete Handlungssequenzen analysiert.⁶ Somit kann ein großer Schritt getan werden in Richtung der Beantwortung der Frage nach Umfang und Tiefe der vermeintlichen Bruchlinien im Männerleben. Von besonderer Relevanz ist dabei, wie Beruf und Familie auf der einen und die Ausgestaltung von Freizeit auf der anderen Seite ausbalanciert werden: Sind Männer nach wie vor fremd in der Familie, und sind sie in ihrer Freizeit die „autistischen Angler“ oder Betreiber von Risikosportarten?

Männer zwischen Beruf und Familie

Ein erster Blick auf das Männerleben zeigt: Den zeitlichen Schwerpunkt bildet neben dem Schlafen, mit dem Männer im Durchschnitt rund acht Stunden und zwanzig Minuten verbringen, die Erwerbsarbeit. Deren Stellenwert variiert mit dem Lebensalter. Bei jüngeren Männern bis zum 18. Lebensjahr bilden erwartungsgemäß Qualifikation und Bildung einen Schwerpunkt, für den diese Altersgruppe zusätzlich ein Achtel ihrer Tageszeit

6 Um der Frage nachzugehen, womit die Bürgerinnen und Bürger täglich ihre Zeit verbringen, wird alle zehn Jahre vom Statistischen Bundesamt deren Zeitverwendung erfasst – so zuletzt in den Jahren 2001 und 2002. Dazu wurden in mehr als 5 400 Haushalten von über 12 600 Personen ab dem zehnten Lebensjahr an jeweils drei Wochentagen jede Tätigkeit und ihr Umfang akribisch notiert, so dass auf diese Weise 37 800 Tagebücher zusammengekommen sind. Eine erste Auswertung der Zeitbudgeterhebung (ZBE) haben wir vorgelegt unter dem Titel: „Was machen Männer mit ihrer Zeit? Zeitverwendung bundesdeutscher Männer nach den Ergebnissen der Zeitbudgeterhebung (ZBE) 2001/2002“, in: Statistisches Bundesamt, (Hrsg.), *Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung*; Schriftenreihe „Forum der Bundesstatistik“, Band 43, Stuttgart 2004.

Wir danken Thomas Weißbrodt, Universität Köln, für engagierte statistische Datenaufbereitung und methodische Impulse im Blick auf multivariate Auswertungen.

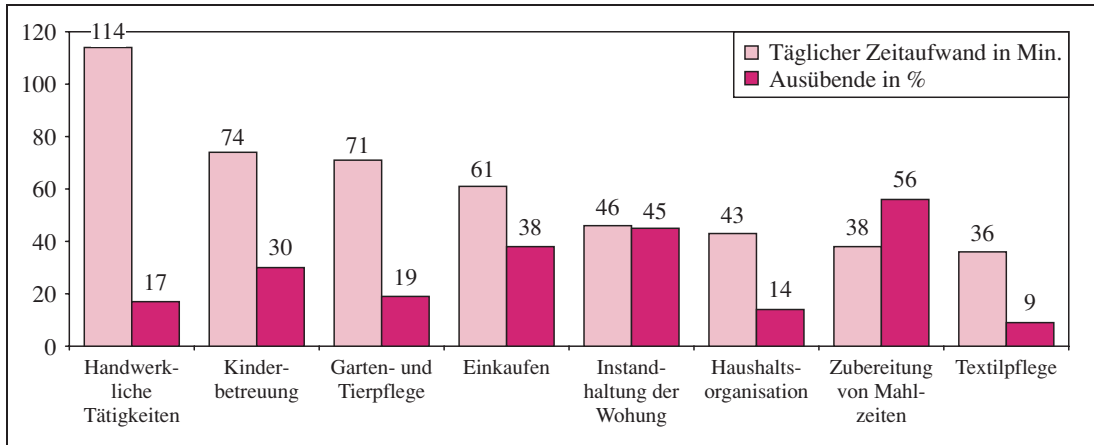
einsetzt. Für Ältere, die sich jenseits des 65. Lebensjahres befinden, spielt die Erwerbstätigkeit keine Rolle mehr in ihrem Tagesablauf.

Männer zwischen 25 und 45 Jahren, die einer Erwerbstätigkeit nachgehen, wenden hierfür täglich rund acht Stunden und 40 Minuten auf. Für die Haus- und Familienarbeit, an der sich fast alle Männer dieser Alterskohorte beteiligen, werden im Durchschnitt täglich mehr als zweieinhalb Stunden eingesetzt.⁷ Darunter fallen rund eine Stunde und fünfzehn Minuten für die Betreuung von Kindern, der sich insgesamt ein Drittel der Männer in dieser Altersgruppe widmet (vgl. *Schaubild 1*). Mehr Zeit für die Haus- und Familienarbeit bringen Männer zwischen dem 45. und 65. Lebensjahr auf: Sie setzen dafür mehr als drei Stunden am Tag ein, die Beteiligungsquote liegt bei über neunzig Prozent. Hierunter fällt noch knapp eine Stunde für die Kinderbetreuung. Allerdings sind nur noch fünf Prozent der Einträge der Tagebücher dieser Aktivität gewidmet. Der Zeitwert für Kinderbetreuung nimmt bei den Männern jenseits des 65. Lebensjahres wieder auf durchschnittlich 72 Minuten am Tag zu, jedoch mit einer Beteiligungsquote von nur noch zwei Prozent.

Im Hinblick auf die Haus- und Familienarbeit setzen Männer zum Teil recht traditionelle Schwerpunkte. So finden sich beispielsweise in den Tagebüchern von nur 9 Prozent der Männer zwischen dem 25. und 45. Lebensjahr Eintragungen zur Textilpflege, auch zur Haushaltsorganisation gibt es nur bei 14 Prozent dieser Gruppe Vermerke. Im Gegensatz hierzu sind in fast sechs Zehntel der Tagebücher Aktivitäten im Zusammenhang mit der Zubereitung von Mahlzeiten vermerkt, die mit fast 40 Minuten am Tag zu Buche schlagen. Fast 40 Prozent der Männer verbringen eine Stunde mit Einkaufen, die Hälfte dieser Gruppe beteiligt sich an der Instandhaltung der Wohnung mit durchschnittlich einer Dreiviertelstunde am Tag. Entgegen landläufigen Stereotypen finden sich in nur 17 Prozent der Tagebücher dieser Altersgruppe Ein-

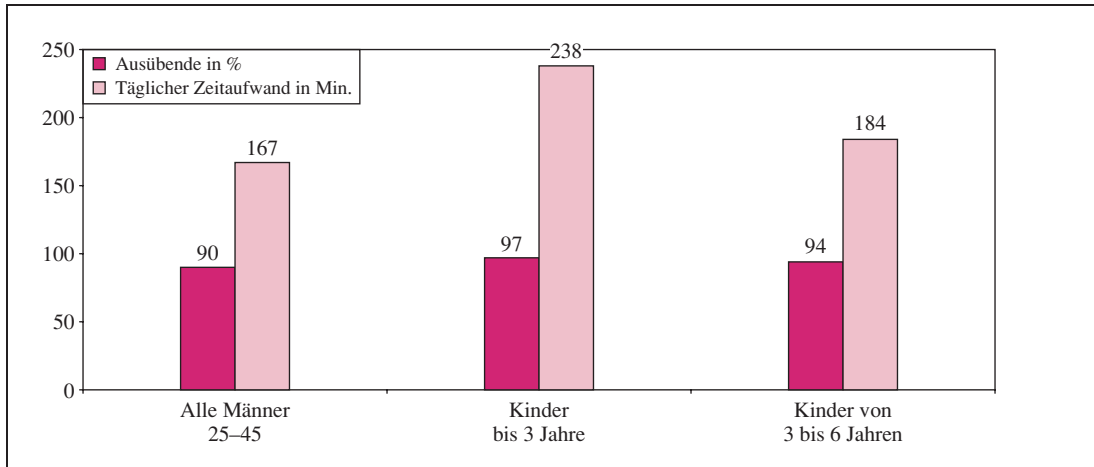
7 Zur Haus- und Familienarbeit zählen folgenden Tätigkeiten: Zubereitung von Mahlzeiten; Instandhaltung von Haus und Wohnung; Herstellen, Ausbessern und Pflege von Textilien; Gartenarbeit, Pflanzen- und Tierpflege; Bauen und handwerkliche Tätigkeiten; Einkaufen; Haushaltsplanung und -organisation; Kinderbetreuung; Unterstützung, Pflege und Betreuung von erwachsenen Haushaltsmitgliedern. Diese Zuordnung von Tätigkeiten zu bestimmten Oberbegriffen ist vom Statistischen Bundesamt vorgenommen worden, das die Zeitbudgeterhebung (ZBE) durchgeführt hat. Dies gilt auch für die Zuordnungen anderer Tätigkeiten.

Schaubild 1: Zeitaufwand von Männern im Alter von 25 bis 45 Jahren für ausgewählte Hausarbeiten



Quelle: Eigene Darstellung.

Schaubild 2: Zeitaufwand von Männern im Alter von 25 bis 45 Jahren für Haus- und Familienarbeit nach dem Alter des jüngsten Kindes



Quelle: Eigene Darstellung.

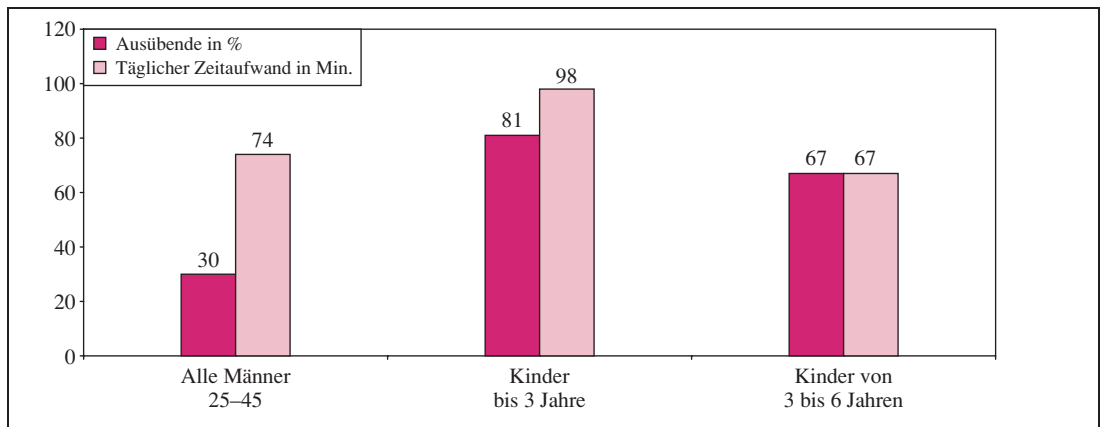
tragungen zu handwerklichen Aktivitäten; diese wahren dann allerdings fast zwei Stunden (vgl. *Schaubild 1*).

Das Zeitverwendungsmuster (Haus- und Familienarbeit) variiert erwartungsgemäß mit dem Lebensalter der Männer. So wenden Männer jenseits des 65. Lebensjahrs eine Stunde für die Zubereitung von Mahlzeiten auf, wobei sieben Zehntel der Männer dieser Alterskohorte angeben, diese Aktivität auszuüben. Dagegen finden sich nur in etwas mehr als einem Viertel der Tagebücher von Männern zwischen dem 18. und 25. Lebensjahr Eintragungen zur Mahlzeitenzubereitung, und sie setzen am Tag lediglich gut eine halbe Stunde dafür ein. Der höchste

Anteilswert innerhalb dieser Altersgruppe findet sich bei der Wohnungsinstandhaltung: Dafür engagiert sich etwas mehr als ein Drittel mit durchschnittlich 45 Minuten am Tag. Zwei Minuten mehr (47 Minuten) werden für die Kinderbetreuung aufgewendet. Allerdings wird nur ein Prozent dieser Altersgruppe hier tatsächlich tätig.

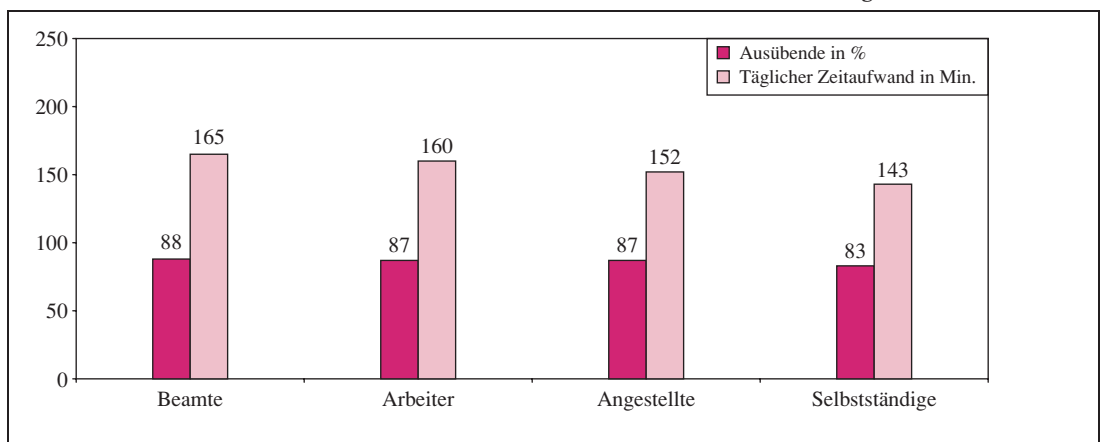
Mit dem Lebensalter der Männer und den damit verbundenen Zeitverwendungsmustern korrelieren bestimmte Lebensmuster, vor allem Haushaltskonstellationen. Hier zeigt sich, dass insbesondere der Einsatz von Männern in der Haus- und Familienarbeit entscheidend vom Alter des jüngsten Kindes im Haushalt beeinflusst wird. Leben

Schaubild 3: Zeitaufwand von Männern im Alter von 25 bis 45 Jahren für Kinderbetreuung nach dem Alter des jüngsten Kindes



Quelle: Eigene Darstellung.

Schaubild 4: Zeitaufwand von Männern für Haus- und Familienarbeit nach Stellung und Beruf



Quelle: Eigene Darstellung.

Männer mit Kindern im Alter bis zu drei Jahren zusammen, erhöht sich der zeitliche Aufwand für die Haus- und Familienarbeit insgesamt, aber auch für die Kinderbetreuung beachtlich (vgl. *Schaubild 2*).

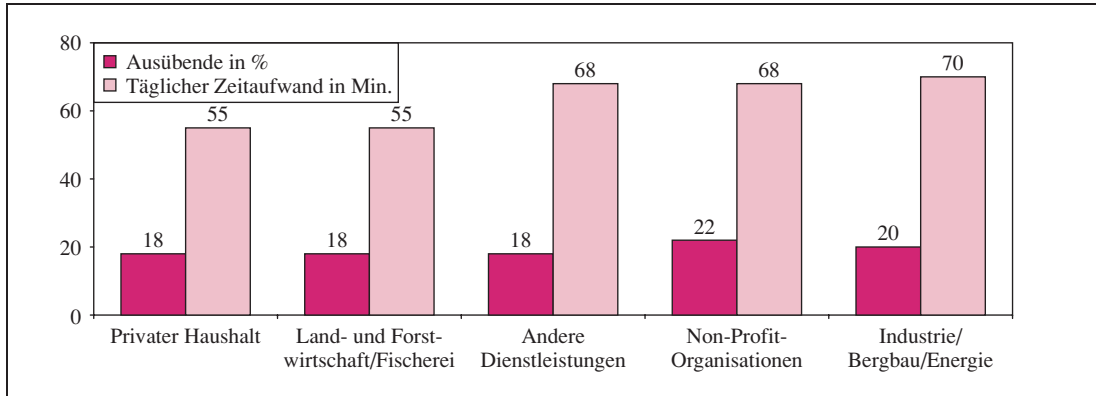
In rund 97 Prozent aller Tagebücher von Männern mit Kleinkindern bis zu drei Jahren finden sich Zeiteinträge im Bereich der Haus- und Familienarbeit; sie belaufen sich im Durchschnitt auf fast vier Stunden am Tag (vgl. *Schaubild 2*). Auch der Einsatz für die Kinderbetreuung erhöht sich auf eine Stunde und 38 Minuten, bei einer Beteiligungsquote von 81 Prozent dieser Männer (vgl. *Schaubild 3*).

Diese Gewichtsverlagerung bei den Vätern geht eindeutig auf Kosten der Freizeit, denn der Zeit-

aufwand für die Erwerbsarbeit wird praktisch nicht reduziert. Leicht verringert ist – im Vergleich zum Durchschnittswert aller Männer zwischen 25 und 45 Jahren – auch der Zeitaufwand für Schlafen und Körperpflege. Mit zunehmendem Alter der Kinder reduziert sich allerdings das Engagement der Männer in Haushalt und Familie und liegt wieder beim Durchschnittswert dieser Altersgruppe.

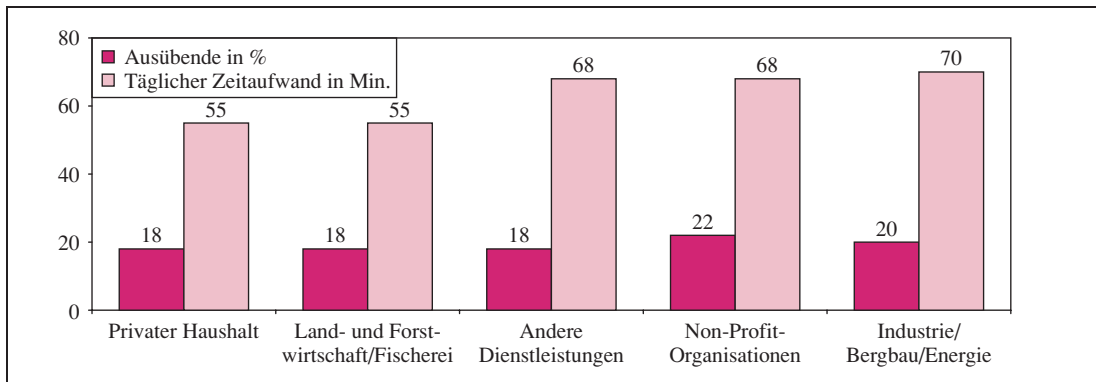
Nicht ganz so stark wie vom Alter des jüngsten Kindes im Haushalt wird bei Männern die tägliche Balance zwischen Arbeit und Familie von ihrer Stellung im Beruf sowie vom Wirtschaftszweig, in dem sie tätig sind, beeinflusst. Am stärksten wird der Alltag Selbstständiger von der Erwerbsarbeit dominiert. Zwar finden sich in 83 Prozent der

Schaubild 5: Zeitaufwand von Männern für Kinderbetreuung nach Stellung und Beruf



Quelle: Eigene Darstellung.

Schaubild 6: Täglicher Zeitaufwand von Männern für Kinderbetreuung nach Wirtschaftszweig



Quelle: Eigene Darstellung.

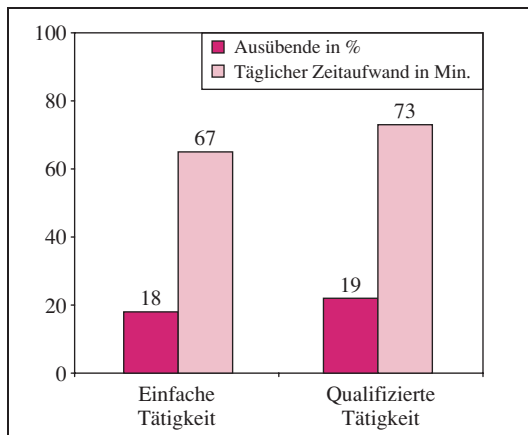
Tagebücher Selbstständiger Einträge zur Haus- und Familienarbeit, aber sie liegen damit hinter den Beamten (88 Prozent) und den Arbeitern und Angestellten (jeweils 87 Prozent). Entsprechend niedrig ist mit 143 Minuten bei den Selbständigen auch der Zeitwert für diesen Aktivitätsbereich, die Beamten bringen es dagegen mit durchschnittlich 165 Minuten pro Tag auf den höchsten Zeitwert (vgl. *Schaubild 4*).

Interessanterweise beeinflusst die Stellung der Männer im Beruf den Anteil an der Arbeit und den Zeitaufwand für die Kinderbetreuung kaum: Bei 18 Prozent der selbständigen Männer sind Zeiteinträge mit einem durchschnittlichen täglichen Zeitaufwand von 67 Minuten zu finden, bei einem Fünftel der Arbeiter mit einem etwas geringeren Zeitwert, und jeweils bei 19 Prozent der Beamten und Angestellten sind Werte um die 70 Minuten pro Tag für Kinderbetreuung verzeichnet (vgl. *Schaubild 5*).

Einen stärkeren Einfluss auf das männliche Engagement bei der Kinderbetreuung haben offenbar der Wirtschaftszweig oder die Branche, in der die Männer beschäftigt sind (vgl. *Schaubild 6*). Überraschenderweise liegt der höchste Zeitwert bei Beschäftigten im sekundären Sektor, also im produzierenden Gewerbe (Bergbau, Industrie und Handwerk), die Quote der Beteiligung liegt bei genau einem Fünftel. Am höchsten liegt diese mit 22 Prozent bei im Non-Profit-Sektor beschäftigten Männern, bei einem nur unwesentlich geringeren Zeitaufwand. Die niedrigsten Zeitwerte – bei vergleichbarer Beteiligungsquote – finden sich bei Beschäftigten im Bereich privater Haushalts- und anderer Dienstleistungen⁸ sowie – erwartungsgemäß – im primären Sektor (Land- und Forstwirtschaft sowie Fischerei): Hier werden Kinder von Männern rund eine Viertelstunde weniger am Tag betreut.

⁸ Zu diesen werden Tätigkeiten als Haushaltsgehilfe und Hausangestellte sowie in der privaten Kinderbetreuung und Pflege gezählt.

Schaubild 7: Zeitaufwand von Männern für Kinderbetreuung nach Art der Tätigkeit

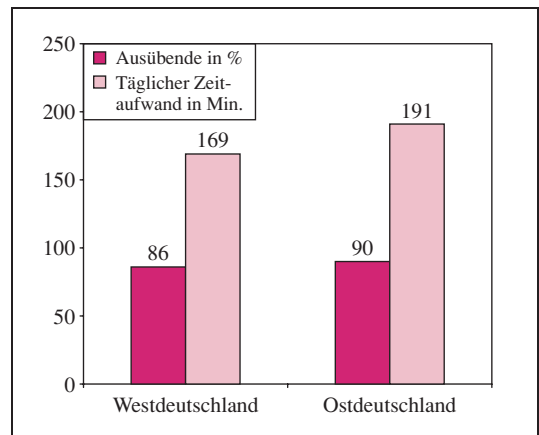


Quelle: Eigene Darstellung.

Einen leichten Einfluss darauf, ob Männer eine Balance zwischen Arbeit und Familie herzustellen vermögen, scheint dabei auch die Art und Weise ihrer Tätigkeit zu haben. Diese kann qualifiziert oder einfach sein. Dabei unterscheidet sich der Zeiteinsatz zwischen diesen Merkmalsgruppen kaum: Für die Haus- und Familienarbeit insgesamt liegt dieser bei Männern, die einer qualifizierten Tätigkeit nachgehen, lediglich um drei Minuten höher. Allerdings sind von Männern mit einer einfachen Tätigkeit nur gut acht Zehntel in der Haus- und Familienarbeit aktiv, bei Männern, die eine qualifizierte Tätigkeit ausüben, sind dies fast 90 Prozent. Die Zeit, welche die Männer dieser Gruppe für die Kinderbetreuung aufbringen (bei einer Beteiligungsquote von 22 Prozent), liegt um sechs Minuten am Tag über der jener, die einer unqualifizierten Arbeit nachgehen (Beteiligungsrate: 18 Prozent; vgl. *Schaubild 7*).

Einen deutlich stärkeren Einfluss als die Branche oder die Stellung im Beruf hat das Einkommen des Mannes auf die Balance zwischen Arbeit und Familie. In der Haus- und Familienarbeit insgesamt sind die Zusammenhänge zunächst nicht so virulent: Die Beteiligungsquote an der Hausarbeit schwankt um nur zwei Prozentpunkte zwischen dem untersten und dem obersten Einkommensquintil, sie liegt zwischen 92 Prozent bzw. 94 Prozent. Ausgeprägter sind die Unterschiede bei der durchschnittlichen Zeitdauer: Die „ärmsten“ Männer im untersten Quintil leisten fast fünf Stunden Haus- und Familienarbeit, die „reichsten“ Männern im obersten Einkommensquintil betätigen sich hier mehr als eine Stunde weniger. Der Anteil

Schaubild 8: Zeitverwendung von Männern für Haus- und Familienarbeit nach regionaler Herkunft

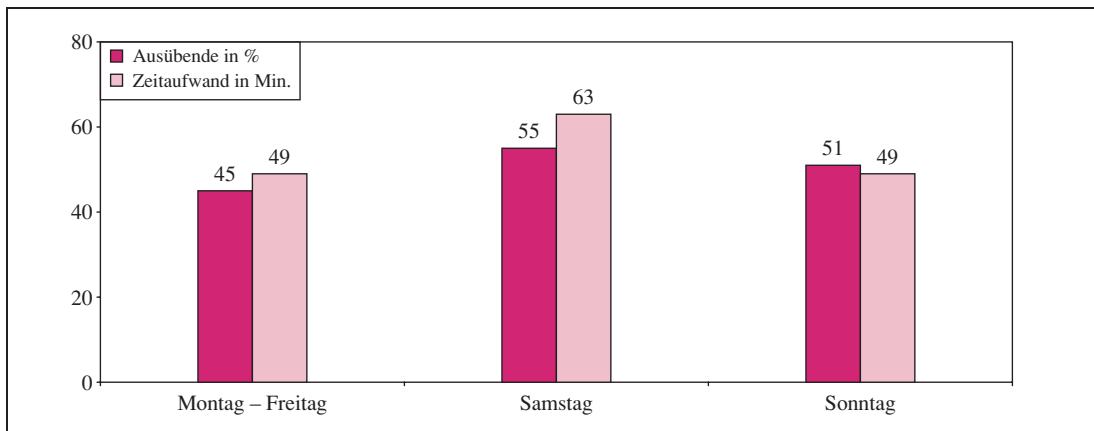


Quelle: Eigene Darstellung.

der Arbeit der Männer bei der Kinderbetreuung variiert hoch signifikant mit dem Einkommen: Während ein Viertel der „ärmsten“ Väter Kinderbetreuungsarbeit leistet (26 Prozent), ist nur noch ein Zwanzigstel der „reichsten“ Väter (5 Prozent) auf diesem Feld aktiv. Bei der aufgewendeten Zeit ist die Differenz kleiner; sie beträgt zehn Minuten: Männer im untersten Einkommensquintil wenden eine Stunde und fünfzehn Minuten für die Kinderbetreuung auf, Männer im obersten Quintil eine Stunde und fünf Minuten.

Wie schon die Männerstudie von 1998 gezeigt hat, sind in den ostdeutschen Bundesländern mehr Männer im Bereich der Haus- und Familienarbeit aktiv. Sie investieren hierfür zwanzig Minuten mehr am Tag als ihre Geschlechtsgenossen in den westdeutschen Ländern. Dabei sind neun Zehntel der Männer zwischen Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen im Haushalt mit durchschnittlich drei Stunden und elf Minuten aktiv, im Unterschied zu 86 Prozent in den westdeutschen Bundesländern (vgl. *Schaubild 8*). Die Männer aus den ostdeutschen Bundesländern verbringen mehr Zeit mit der Zubereitung von Mahlzeiten, mit der Instandhaltung der Wohnung und anderen Aufräumarbeiten als jene aus den westdeutschen Bundesländern. Diese wiederum wenden etwas mehr Zeit für Reinigungsarbeiten innerhalb der Wohnung auf, während Männer aus den ostdeutschen Bundesländern mehr mit Reinigungsarbeiten rund ums Haus beschäftigt sind. Der Anteil derjenigen Männer, die in den ostdeutschen Bundesländern tatsächlich Kinder betreuen, liegt mit zehn Prozent um zwei Punkte unter dem Wert der Männer in den west-

Schaubild 9: Zeitaufwand von Männern für Reinigung und Pflege von Haus und Wohnung nach Wochentagen



Quelle: Eigene Darstellung.

deutschen Bundesländern; die durchschnittliche tägliche Zeitdauer ist mit etwa 70 Minuten fast gleich.

Insgesamt scheint die Haus- und Familienarbeit von den Männern vor allem am Samstag geleistet zu werden; in über neun Zehnteln der Tagebücher finden sich entsprechende Einträge. Männer wenden für diese Tätigkeiten dann durchschnittlich mehr als dreieinhalb Stunden auf; sie sind damit um ein Fünftel länger beschäftigt als an Werktagen. Auch am Sonntag sind noch bei 86 Prozent aller Männer entsprechende Tagebucheinträge zu verzeichnen; sie engagieren sich dann etwas mehr als zwei Stunden. Auch der Zeitwert für die Betreuung der Kinder nimmt am Wochenende zu; er liegt am Samstag mit einer Stunde und 18 Minuten schon um gut ein Fünftel höher als an den Werktagen. Seine Spitze erreicht er mit fast eineinhalb Stunden am Sonntag; an diesem Tag ist mit 14 Prozent auch der Anteil der Männer, die sich ihren Kindern widmen, am höchsten.

Der Reinigung und Pflege von Haus und Wohnung widmen sich Männer bevorzugt samstags. Während der Zeitaufwand dafür von Montag bis Freitag bei 49 Minuten liegt, wird am Samstag mehr als eine Stunde hierfür aufgebracht. Auch der Anteil der auf diesem Feld aktiven Männer steigt gegenüber den anderen Werktagen um zehn Prozentpunkte auf 55 Prozent (vgl. *Schaubild 9*). Demgegenüber finden sich nur in knapp 23 Prozent der Tagebücher am Samstag Einträge zu handwerklichen Tätigkeiten; allerdings sind die Betreffenden dann mehr als eine Stunde und vierzig Minuten beschäftigt. An den anderen Werktagen sind es sogar nur 17 Pro-

zent, die gut eineinhalb Stunden in diesem Bereich aktiv sind.

Männer verschwinden also keineswegs am Wochenende in ihrer Werkstatt; sie sind vielmehr – wie auch im Laufe der Woche – in vielen anderen Bereichen der Haus- und Familienarbeit aktiv.

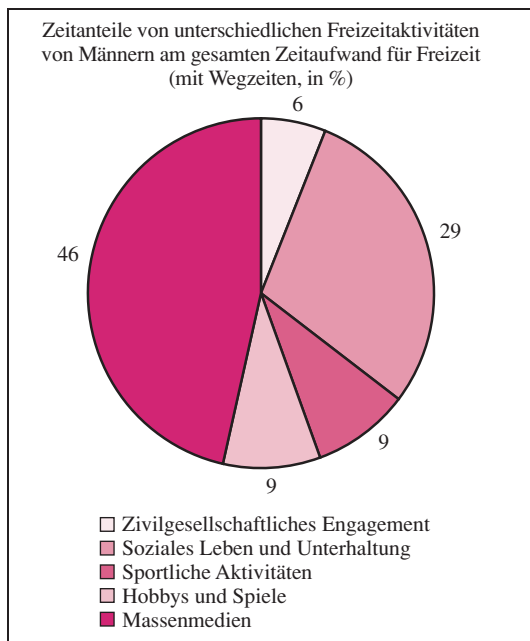
Jenseits von Beruf und Familie: Männerfreizeit

In ihrer Freizeit⁹ – dem Leben jenseits der Haus- und vor allem Erwerbsarbeit – sind Männer entgegen mancher Vorurteile keineswegs „autistische Computerhacker“, vielmehr setzen sie ein Viertel ihrer Freizeit für soziale Kontakte ein (vgl. *Schaubild 10*). Dieser Anteilswert variiert erwartungsgemäß mit dem Lebensalter der Männer. Der höchste Zeitwert für Sozialkontakte findet sich bei den 18- bis 25-jährigen Männern, die dafür täglich im Durchschnitt drei Stunden und 12 Minuten investieren; bei mehr als 80 Prozent dieser Altersgruppe findet sich ein entsprechender Tagebucheintrag.

Der Zeiteinsatz für sozialkommunikative Aktivitäten geht bei Männern im Alter zwischen 25 und 45 Jahre um fast ein Drittel auf nur noch zwei Stunden und 12 Minuten zurück. Der Anteil derjeni-

⁹ Hierzu zählen, wiederum nach der Definition des Statistischen Bundesamtes: Ehrenamtliche Tätigkeit; soziale Kontakte; sportliche und andere Aktivitäten; Hobbys und Spiele; Nutzung von Massenmedien.

Schaubild 10: Freizeitaktivitäten von Männern



Quelle: Eigene Darstellung.

gen, die dieser Tätigkeit nachgehen, bleibt in etwa gleich. Die Zeitdauer sozialkommunikativer Aktivitäten steigt mit dem Lebensalter nur noch unwesentlich an und beträgt bei Rentnern zwei Stunden 24 Minuten; 82 Prozent der Rentner nehmen am sozialen Leben teil. Im gesamten männlichen Lebenszyklus bleibt damit der Anteil derjenigen, die soziale Kontakte pflegen, konstant, was die hohe Bedeutung dieses Lebensbereichs für Männer unterstreicht.

Die relativ häufigsten und ausdauerndsten Nutzer von Massenmedien sind Männer jenseits des 65. Lebensjahrs: In 97 Prozent ihrer Tagebücher findet sich ein entsprechender Eintrag; durchschnittlich vier Stunden und zehn Minuten pro Tag gehen sie dieser Beschäftigung nach. Dagegen verbringen Männer zwischen 25 und 45 Jahren nur knapp drei Stunden täglich mit der Nutzung von Massenmedien. Diese Altersgruppe verbringt darüber hinaus – im Vergleich mit anderen Altersgruppen – die wenigste Zeit vor dem Fernseh- bzw. Videogerät bzw. hört am wenigsten Radio oder Musikaufnahmen (vgl. *Schaubild 11*).

Bei jungen Männern zwischen 12 und 18 Jahren nehmen Fernseh-, Video- und Radiokonsum den größten Raum ein: Fast drei Viertel ihrer Zeit für die Mediennutzung entfällt auf den Gebrauch von Fernseh- und Videoapparaten. Ältere Männer ab

dem 65. Lebensjahr verbringen demgegenüber die meiste Zeit damit, zu lesen (28 Prozent der gesamten Zeit für die Mediennutzung) und Fernsehen zu schauen, die wenigste hingegen mit der Nutzung eines Computers. Umgekehrt widmen die 18- bis 25-Jährigen dem Computer ein Fünftel ihrer gesamten Zeit der Mediennutzung und setzen nur ein Zehntel ihrer Medienzeit für das Lesen ein.

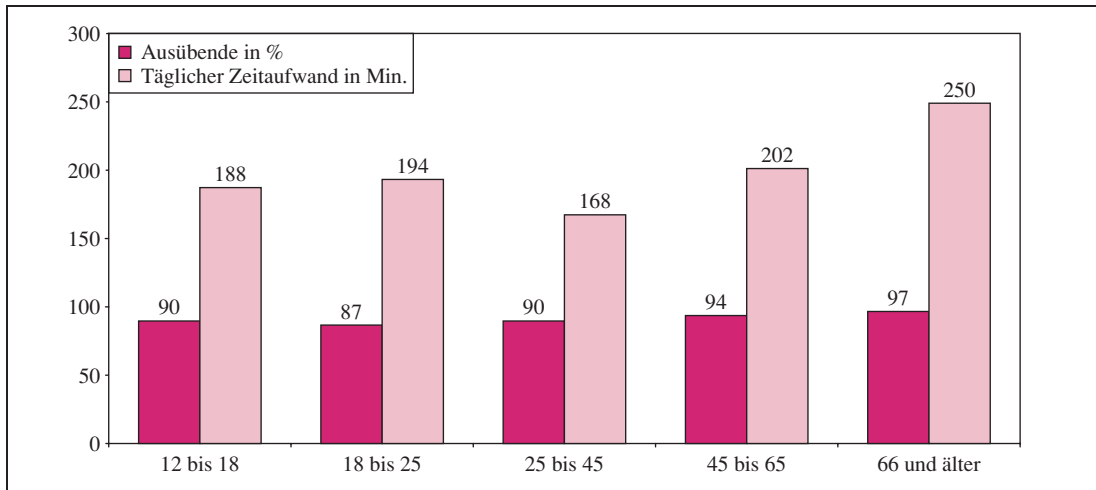
Auf alle Männer bezogen, nimmt die für (Massen-)Medien aufgebrauchte Zeit mit dem Alter der Kinder ab: Am geringsten ist der Zeitanteil für den Medienbereich bei Vätern mit einem Kind von unter drei Jahren: 90 Prozent der Tagebücher verzeichnen hier eine Aktivität von durchschnittlich zwei Stunden und 25 Minuten. Die Mediennutzung variiert auch mit dem Einkommen. „Reiche“ Männer verbringen weniger Zeit damit, Fernseh- und Videosendungen zu sehen; sie erweisen sich als „Spitzenreiter“ beim Lesen; Spitzenwerte erreichen sie auch beim Zeiteinsatz für künstlerische Aktivitäten.

Väter mit Kindern unter drei Jahren im Haushalt haben die wenigste Zeit für sportliche Aktivitäten. Knapp ein Drittel von ihnen ist sportlich aktiv, und diese wenden etwas mehr als eineinhalb Stunden täglich für den Sport auf. Insgesamt finden sich in den Tagebüchern von einem Drittel aller Männer entsprechende Einträge; es werden im Durchschnitt knapp zwei Stunden für sportliche und andere Aktivitäten in der Natur – wie Angeln oder Jagen – aufgebracht. Doch machen die sportlichen und naturbezogenen Aktivitäten nur neun Prozent der gesamten männlichen Freizeitaktivitäten aus. Männer sind also keineswegs die „immer aktiven Dauersportler“ oder die „schweigenden Angler“.

Vergleichsweise wenig Zeit für sportliche Aktivitäten können auch die Selbständigen aufbringen; nur knapp ein Viertel dieser Gruppe verzeichnet überhaupt entsprechende Aktivitäten. Dagegen treibt etwa ein Drittel der verbeamteten Männer Sport und kann dafür im Durchschnitt eine Stunde und 48 Minuten am Tag verwenden. Angestellte und Arbeiter treiben zwar noch etwas länger Sport, dafür üben sie aber – vor allem die Arbeiter – anteilig weniger Sport aus (vgl. *Schaubild 12*).

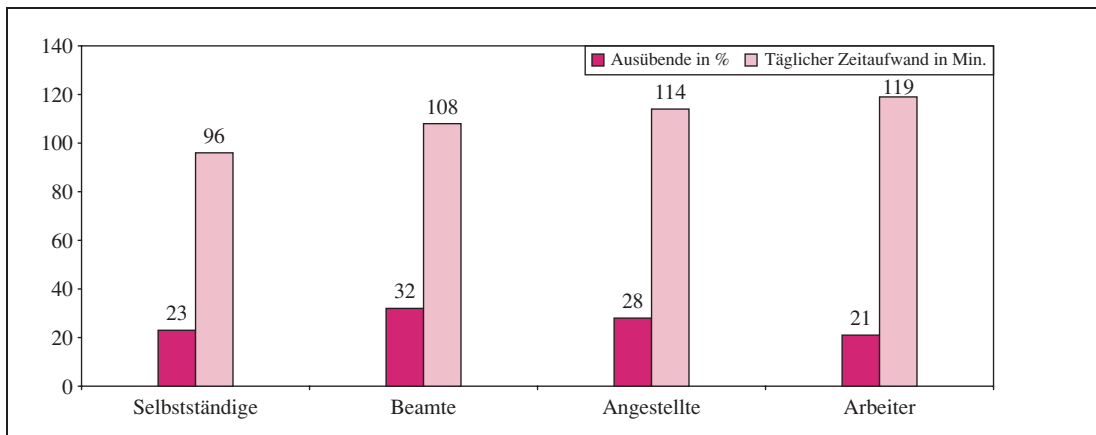
Ebenso wenig wie Männer für mehrere Stunden in ihrer Werkstatt verschwinden, spielen sie auf dem Dachboden ständig mit ihrer Eisenbahn. Denn in nur 12 Prozent der Tagebücher sind Einträge im

Schaubild 11: Zeitverwendung von Männern für die Nutzung von Massenmedien nach Lebensalter



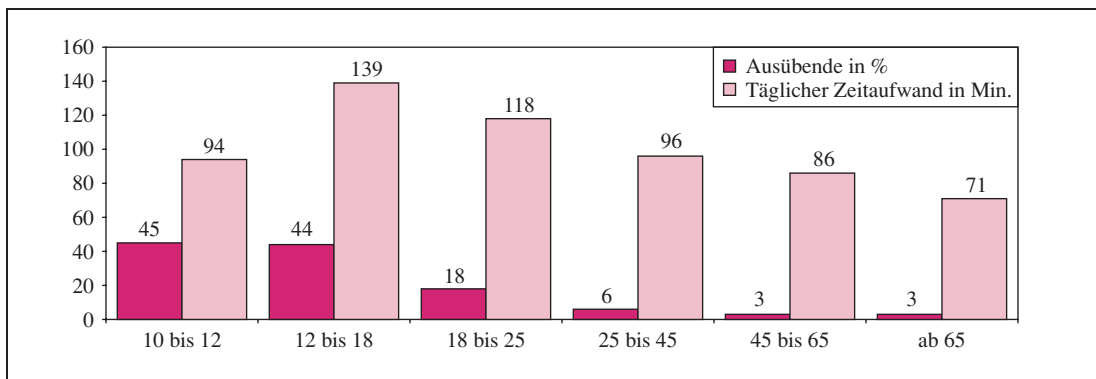
Quelle: Eigene Darstellung.

Schaubild 12: Zeitverwendung von Männern für körperliche Bewegung und Sport nach Stellung im Beruf



Quelle: Eigene Darstellung.

Schaubild 13: Zeitverwendung von Männern für Computerspiele nach Lebensalter



Quelle: Eigene Darstellung.

Bereich „Technische und andere Hobbys“ verzeichnet. Der Zeitaufwand für diese Aktivität liegt im Durchschnitt bei knapp einer Stunde am Tag. Während sich in den Tagebüchern der 25- bis 45-jährigen Männer nur bei 11 Prozent ein entsprechender Eintrag findet, sind es bei den über 65-Jährigen 24 Prozent. Die älteren Männer widmen ihrem Hobby eine Stunde und drei Minuten am Tag, während die Männer zwischen 25 und 45 Jahren nur 50 Minuten Zeit dafür aufbringen.

Männer sitzen auch keineswegs stundenlang vor ihrem Computer; im Durchschnitt verbringen sie rund eineinhalb Stunden pro Tag vor dem PC. Allerdings führt nur ein Sechstel der Männer diese Aktivität überhaupt an. Den höchsten Zeitaufwand – zwei Stunden pro Tag – verzeichnen Männer im Alter zwischen 18 und 25 Jahren. Knapp ein Drittel dieser Altersgruppe gibt diese Aktivität an; es kann vermutet werden, dass der PC als Arbeitsmittel in der Ausbildung dient. Denn nur in 18 Prozent der Tagebücher in dieser Altersgruppe findet sich ein Eintrag zu Computerspielen, diese Männer verbringen dann jedoch rund zwei Stunden damit. Junge Männer unter 18 Jahren bringen allerdings einen beachtlichen Teil ihrer Zeit mit dem Computerspielen zu: durchschnittlich zwei Stunden und zwanzig Minuten am Tag; und fast die Hälfte aller Jungen gehen dieser Beschäftigung auch nach (vgl. *Schaubild 13*).

Wie vermutet, finden die meisten Freizeitaktivitäten vorwiegend am Wochenende statt: Der Sonntag ist vor allem dem Sport und der Samstag den technischen sowie künstlerischen Aktivitäten vorbehalten. Das Wochenende – vor allem der Samstag – ist darüber hinaus der Zeitraum für soziale Kontakte. So wird am Samstag gut die Hälfte mehr Zeit für soziale Kontakte aufgewendet als in der Woche. Knapp zwei Drittel der Tagebücher weist für das Wochenende entsprechende Einträge auf, wobei im Durchschnitt fast zwei Stunden investiert werden. Dagegen findet sich in nur zwei Prozent der Tagebücher ein Eintrag zum Besuch von Sportveranstaltungen; dann allerdings werden knapp zweiinhalb Stunden dort verbracht. Gut ein Drittel der Männer nimmt sich am Wochenende eine Stunde und sieben Minuten Zeit zum Ausruhen – fast zehn Minuten mehr als durchschnittlich in der Woche. Allerdings findet nur ein Viertel aller Männer dafür überhaupt Zeit. Schließlich ist notierenswert, dass Männer nicht wenig Zeit mit Körperpflege verbringen. Im Durchschnitt sind es fünfzig Minuten am Tag; mit 98 Prozent sind praktisch alle Männer in diesem Bereich vertreten.

Fazit: Vielfalt im Männerleben

Die Analyse der Zeitverwendung bundesdeutscher Männer hat gezeigt, dass die Erwerbsarbeit zwar einen zentralen Aktivitätsbereich männlicher Lebensführung darstellt, aber Männer nicht ausschließlich *ErwerbsMänner* sind. Sie sind neben der Erwerbsarbeit auch in der Haus- und Familienarbeit präsent und haben überdies ein Freizeitleben. Der Vergleich mit dem entsprechenden Zeitaufwand von Frauen zeigt allerdings, dass sich an der klassischen Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen nicht sehr viel geändert hat: Männer sind fast doppelt so lang mit Erwerbsarbeit beschäftigt wie Frauen, wenden jedoch nur rund zwei Drittel der Zeit für Haus- und Familienarbeit auf, die Frauen hierfür aufbringen. Zu Hause scheint noch immer eine klare Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern vorzuherrschen, mit einer ebenso klaren Zuständigkeit der Frauen für die Kinderbetreuung. Wie beispielsweise eine Analyse der milieubezogenen Ausprägung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung beim Kochen gezeigt hat, sollte „geschlechtsspezifisch“ jedoch nicht vornehmlich mit „geschlechtshierarchisch“ verwechselt werden, denn die Wertung des jeweiligen Musters der Arbeitsteilung erfolgt immer im spezifischen Kontext des partnerschaftlichen Arrangements.¹⁰

Dem Leitbild des „neuen“ oder modernen Mannes entsprechend, erhöhen Männer ihr Engagement in der Haus- und Familienarbeit, wenn sie Väter werden. Leben sie dann mit einer Partnerin zusam-

10 Vgl. Petra Frerichs/Margareta Steinrücke, Kochen – ein männliches Spiel? Die Küche als geschlechts- und klassenstrukturierter Raum, in: Irene Dölling/Beate Kraus (Hrsg.), Ein alltägliches Spiel, Frankfurt/M. 1997, S. 231–255. Über die Gründe der anhaltenden traditionellen Arbeitsteilung geben die hier vorliegenden Daten keine Auskunft. Die Ursachen des geringen Engagements von Männern in der Kinderbetreuung sind unseres Erachtens mehrdimensional und nicht in einer Familienflucht oder in einem wie auch immer gearteten „männlichen Unwillen“ (Pinl) begründet. Nicht unwesentlich sind sie in der Dynamik der jeweiligen Geschlechterbeziehung angelegt (vgl. Peter Döge/Rainer Volz, Wollen Frauen den neuen Mann? Traditionelle Geschlechterbilder als Blockaden von Geschlechterpolitik, St. Augustin 2002). Ebenso wenig geben die Daten Auskunft darüber, wie groß die Wahlmöglichkeiten der beteiligten Personen sind und wie sich diese aus dem jeweiligen Lebensmuster begründen – die Unterstellung von Claudia Pinl, Männer hätten bei der Übernahme von Hausarbeiten größere Wahlmöglichkeiten als Frauen, ist durch die vorliegenden Daten in keiner Weise empirisch abgesichert und wird von ihr auch nicht durch andere Quellen belegt (vgl. Claudia Pinl, Wo bleibt die Zeit? Die Zeitbudgeterhebung 2001/02 des Statistischen Bundesamtes, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 31–32/2004, S. 24).

men, die nicht erwerbstätig ist, liegt ihr zeitlicher Einsatz für bezahlte und unbezahlte Arbeit zusammen genommen sogar mehr als eine Stunde über dem ihrer Partnerin.¹¹ Von einer „Familienflucht“ der Männer kann also keine Rede sein. Unseres Erachtens deuten die vorliegenden Ergebnisse vielmehr auf eine stärkere partnerschaftliche Orientierung von Männern hin. Denn der erhöhte Zeiteinsatz in der Haus- und Familienarbeit wird durch weniger Zeit für physiologische Regeneration und Freizeit erkaufte.

Auch hinsichtlich ihrer Freizeitaktivitäten sind Männer anscheinend kommunikativer, als vielfach

11 Vgl. Bundesfamilienministerium und Statistisches Bundesamt, (Hrsg.), *Wo bleibt die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland 2001/02*, a.O., a.J. (Berlin/Wiesbaden 2003) S. 15, Abbildung. Dieselbe Abbildung zeigt auch: C. Pinl (Anm. 10), S. 24 (Abbildung 4). Die Ausführungen der Autorin im Kontext dieser Grafik (S. 22–25) können jedoch als Versuch angesehen werden, die zeitliche Belastung erwerbstätiger Väter „wegzuinterpretieren“.

angenommen wird – sie verbringen ihre Zeit eben nicht nur am Computer, spielen nicht nur mit der Eisenbahn, trainieren nicht nur für den „Iron Man“. In weiten Teilen unterscheidet sich ihre Art der Freizeitgestaltung auch nicht allzu stark von jener der Frauen. Denn wie die Männer investieren auch diese einen etwa gleich großen Anteil ihrer Freizeit in den Fernseh- oder Videokonsum, legen allerdings ein etwas größeres Gewicht auf soziale Kontakte. Interessanterweise liegt der tägliche Zeiteinsatz der Frauen für die Körperpflege im Durchschnitt nur acht Minuten über dem der Männer. Haben Männer also doch ihre „femininen“ Seiten und die Liebe zu Parfüm entdeckt und sind auf dem Weg zum „Metrosexuellen“? Diese Frage kann an dieser Stelle nicht beantwortet werden. Eines zeigt unsere Analyse der Zeitverwendung von Männern allerdings deutlich: Männerleben ist vielfältiger, als es die öffentliche Meinung und die alten, hegemonialen Männerbilder vom Erwerbs- und *MachtMann* nahe legen.

Oliver Geden

Männerparteien

Geschlechterpolitische Strategien im österreichischen und schweizerischen Rechtspopulismus

Im Politikbetrieb hat sich in den letzten Jahrzehnten ein tief greifender Wandel vollzogen. Zwar wird er nach wie vor in weiten Teilen von Männern geprägt, aber diese sind längst nicht mehr unter sich – auch nicht in den Führungsgremien von Parteien. Die Ausweitung von Partizipation und Repräsentation von Frauen wurde durch eine Vielzahl von Einflussfaktoren bestimmt: durch einen latenten gesellschaftlichen Druck, die Festschreibung von Quoten und Quoren in Parteistatuten, das zunehmende Umwerben von Frauen als spezifischer Wählergruppe sowie durch die Implementierung von frauen- bzw. gleichstellungspolitischen Maßnahmen. Diese Entwicklung ist gegenwärtig in allen europäischen Staaten zu beobachten, wenn auch in unterschiedlichen Ausmaßen. Und bei aller Skepsis, die unter nicht wenigen Politikern auch heute noch anzutreffen ist, finden sich doch kaum noch Spitzenpolitiker, die so weit gehen würden, das Ziel der Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit offensiv und medienöffentlich in Frage zu stellen – mit allerdings bemerkenswerten Ausnahmen.

Diese Ausnahmen finden sich in einer Parteienfamilie, die seit den achtziger Jahren in einer Vielzahl europäischer Demokratien mit spektakulären Wahlerfolgen für zum Teil erhebliche Verwerfungen gesorgt hat: der des Rechtspopulismus. In den entsprechenden Organisationen, etwa der italienischen *Lega Nord*, dem französischen *Front National* oder dem belgischen *Vlaams Blok*, sind Männer weitgehend unter sich. Die unangefochten agierenden Parteiführer sind männlichen Geschlechts, die Frauenanteile in den Parteigremien, unter den Mandatsträgern sowie innerhalb der Mitgliedschaft liegen zumeist weit unter dem Durchschnitt der jeweiligen Länder. Zugleich erhalten rechtspopulistische Parteien ihre Stimmen mehrheitlich von Männern. Deren Anteil an der Wählerschaft liegt nicht selten bei 60 Prozent und darüber. Häufig werden rechtspopulistische Formationen deshalb auch als „Männerparteien“ bezeichnet.

Wie äußern sich nun Parteien, die auf Männer offenkundig eine besondere Anziehungskraft ausüben, zu geschlechterpolitischen Fragestellungen? Welches Wissen über das Geschlechterverhältnis bringen sie in Umlauf? Dies soll im Folgenden anhand der Politik der *Freiheitlichen Partei Österreichs* (FPÖ) und der *Schweizerischen Volkspartei* (SVP) betrachtet werden. Beide Parteien zählen zu den erfolgreichsten rechtspopulistischen Formationen Europas, ist es ihnen doch gelungen, ihre Wahlerfolge in Regierungsbeteiligungen auf nationaler Ebene münden zu lassen. Zwar vertreten beide Parteien ein relativ traditionelles, allenfalls vorsichtig modernisiertes Geschlechterrollenverständnis, aufgrund deutlich differierender strategischer Gesamtkonzeptionen unterscheiden sich ihre inhaltlichen Detailpositionen sowie ihr Umgang mit dem Themenkomplex aber zum Teil fundamental.

Deutungs- und Handlungsrahmen

Beim rasanten Aufstieg rechtspopulistischer Parteien haben geschlechterpolitische Fragen keine zentrale Rolle gespielt. Die Kombination der Themenkomplexe „Einwanderung“ und „Innere Sicherheit“ hat sich in fast allen europäischen Staaten als die wirksamste Strategie zur Mobilisierung von Protestwählern erwiesen. Mit zunehmender Stimmenstärke tendieren rechtspopulistische Parteien allerdings häufig dazu, nahezu alle im parlamentarisch-politischen Feld relevanten Themenfelder besetzen zu wollen. In welcher Weise und welchem Ausmaß sie dies in der Geschlechterpolitik tun, hängt vor allem davon ab, inwieweit sie eine Verknüpfung mit rechtspopulistischen Stereotypen für möglich und viel versprechend halten, ob und wie sich geschlechterpolitische Fragen kohärent in den von ihnen über viele Jahre etablierten Deutungs- und Handlungsrahmen integrieren lassen.

Rechtspopulistische Formationen zeichnen sich durch eine spezifische Kombination von Politikinhalt und -verfahren aus. Frank Decker merkt zu Recht an, dass die Techniken der Ansprache und bisweilen auch die Organisationsform rechtspopulistischer Parteien mit den von ihnen vermittelten Politikinhalt in enger Verbindung stehen, dass „die Form, indem sie auf bestimmte inhaltliche Auffassungen zurückverweist, selbst ideologische Qualität annimmt“¹. Der Rekurs auf „das Volk“ steht im Zentrum rechtspopulistischer Politik. Es wird als „schweigende Mehrheit“ – in einer direkten Frontstellung zu den politischen, kulturellen und bisweilen auch den ökonomischen Eliten – verstanden. Den Eliten wird vorgeworfen, nur die eigenen Partikularinteressen zu verfolgen. Dementsprechend verorten sich die Rechtspopulisten auf der Seite des Volkes, präsentieren sich als dessen einzige legitime Vertreter auf der politischen Bühne, als diejenigen, die „dem Volk“ wieder zu seiner Stimme verhelfen.

Die inhaltlichen Bezugspunkte sowie die Artikulationsweise, mit der die Frontstellung Volk – Elite fortwährend thematisiert wird, müssen Anknüpfungspunkte an das Alltagswissen und die Alltagserfahrungen der vom Rechtspopulismus umworbenen Wählerinnen und Wähler aufweisen, um politische Wirkung entfalten zu können. Der argumentative Rückgriff auf gesellschaftlich möglichst breit verankerte *Common Sense*-Elemente zählt dementsprechend zu den zentralen Strategien rechtspopulistischer Politik. Mit dieser semantischen Strategie eng verbunden sind spezifische kommunikative Praktiken. Der vereinfachende argumentative Rückgriff auf den Alltagsverstand etwa bewegt sich in der Regel auch sprachlich im Modus der Komplexitätsreduktion. Zu den für den Rechtspopulismus kennzeichnenden Elementen der politischen Rhetorik werden insbesondere die Inszenierung von Tabubrüchen, Formen kalkulierter Ambivalenz, das Prinzip der stetigen Wiederholung von Grundaussagen, die Emotionalisierung der politischen Auseinandersetzung, das Einfordern radikaler Lösungen, das Denken in Verschwörungstheorien und dichotomen Weltbildern, die Verwendung von Gewaltmetaphern sowie der Einsatz von persönlichen Beleidigungen gerechnet.² Rechtspopulistische Parteien lancieren überdurchschnittlich häufig Volksbefragungen und

-abstimmungen, sind oft mit außerparlamentarischen Bewegungen verbunden und werden zumeist durch herausgehobene und innerparteilich unangefochtene Führungspersönlichkeiten geprägt.

Die Thematisierung geschlechterpolitischer Fragen ist mit dem Deutungs- und Handlungsrahmen des klassischen Rechtspopulismus nur partiell in Einklang zu bringen. Der Gegensatz von Volk und Elite kann in diesem Politikfeld nicht sehr stark konturiert werden, auch eignet es sich nur bedingt für öffentlichkeitswirksame Provokationen oder das Schüren von Ängsten. Dieses Politikfeld zählt außerdem nicht zu jenen mit einem Höchstmaß an medialer Aufmerksamkeit, es sei denn, es gelingt eine thematische Verknüpfung mit klassischen rechtspopulistischen Themen, etwa in der diskursiven Verbindung von Familien- und Zuwanderungspolitik. Aus rechtspopulistischer Sicht bietet die Transformation der Geschlechterverhältnisse zudem auch die Chance für identitätspolitische Themensetzungen, vor allem durch das Aufgreifen von Verunsicherungen, die mit veränderten Rollenerwartungen an Männer und Frauen einhergehen. Bei einem Eintreten für ein traditional und dichotom orientiertes Geschlechterrollenverständnis dürften sich Rechtspopulisten mit dem Alltagsverstand ihrer Wählerklientel häufig im Einklang wissen. Ob und wie entsprechende Fragen von rechtspopulistischen Parteien im politischen Tagesgeschäft aufgegriffen werden, hängt nicht zuletzt von nationalen Spezifika ab. Mit welchen Parteien konkurrieren Rechtspopulisten jeweils? Welche Themen stehen auf der politischen Agenda? Mit welchen Themensetzungen lassen sich Abgrenzungen zu anderen Parteien herstellen? Aus welchen Milieus rekrutieren sich die Stammwähler? Und nicht zuletzt: Wird von den „Männerparteien“ bewusst der Versuch unternommen, die bislang im eigenen Parteiapparat wie auch unter den Sympathisanten unterrepräsentierten Frauen verstärkt anzusprechen?

Die SVP: Förderung der traditionellen Familie statt „Sozialausbau“

„Über Gleichstellungsbüros, Frauenbeauftragte und Forschungsstellen für Gender Studies (Geschlechterstudien) mischt sich der Staat immer mehr in die Aufgabenteilung zwischen Mann und Frau ein und versucht zu regulieren. (. . .) Die SVP lehnt diese Einmischung in die Familie ab und for-

1 Frank Decker, *Der neue Rechtspopulismus*, Opladen 2004, S. 33.

2 Vgl. Sebastian Reinfeldt, *Nicht-wir und Die-da. Studien zum rechten Populismus*, Wien 2000; Armin Pfahl-Traugher, *Volkes Stimme? Rechtspopulismus in Europa*, Bonn 1994, S. 143 ff.; F. Decker (Anm. 1), S. 35 f.

dert die Abschaffung dieser Institutionen. Jede Familie soll eigenverantwortlich entscheiden, wer welche Aufgaben übernimmt. Es ist nicht Aufgabe des Staates, hier einzugreifen und Männer wie Frauen in bestimmte Rollen zu zwingen.³

Die Schweizerische Volkspartei, die sich bis 1991 konstant auf einem Niveau von etwa zehn Prozent der Wählerstimmen bewegte, erreichte bei den Nationalratswahlen im Oktober 2003 mit 26,7 Prozent nicht nur ihr bislang bestes Ergebnis, sie wurde auch mit Abstand zur stimmenstärksten Partei der Schweiz. Dabei sprach sie Männer signifikant stärker an als Frauen. Unter Ersteren erreichte sie 32, bei Letzteren lediglich 23 Prozent.⁴ Von den nun 55 SVP-Abgeordneten im Nationalrat sind 52 männlichen Geschlechts, der Frauenanteil beträgt nur 5,5 Prozent.

Der Aufstieg der SVP ist untrennbar mit der Person Christoph Blochers verbunden, der 1977 den Vorsitz der SVP im Kanton Zürich übernahm und die Partei auf den Kampf gegen die „*classe politique*“ verpflichtete. Dieser Kurs, verbunden mit einer nationalkonservativen und strikt wirtschaftsliberalen Ausrichtung, gewann in den neunziger Jahren auch in der Gesamtpartei die Oberhand. Die SVP profilierte sich unter Führung ihres Züricher Flügels als Oppositionspartei, obgleich sie im schweizerischen Konkordanzsystem seit 1929 jeweils einen von sieben Sitzen in der Bundesregierung innehatte. Nach dem überragenden Wahlsieg von 2003 wurde Christoph Blocher in einer für schweizerische Verhältnisse unüblichen Kampfabstimmung zum zweiten Bundesrat seiner Partei gewählt und leitet nun das Justiz- und Polizeidepartement. Zwar sehen sich Blocher und die SVP durch diesen Schritt „in die Verantwortung genommen“, ihre spezifische Ideologie und die Besonderheiten des schweizerischen politischen Systems erlauben es der Partei bislang jedoch, die über Jahre erfolgreiche Oppositionsrhetorik weiterhin aufrechtzuerhalten.

Da der Besetzung der schweizerischen Regierung keine Koalitionsverhandlungen vorausgehen, ist die SVP nicht genötigt, unangenehme Kompromisse einzugehen und so die eigenen Wähler zu enttäuschen. Sie kann im Parlament durchaus gegen Vorlagen der Regierungsmehrheit votieren und im Falle von Abstimmungsniederlagen auch Volksabstimmungen gegen Regierungs- und Parla-

mentsbeschlüsse initiieren, ohne dass dies ihre Regierungsbeteiligung gefährden würde.⁵ Ideologisch legitimiert sich die Oppositionshaltung der SVP über den Anspruch, als einzige Partei konsequent für die Interessen der Schweiz und des Mittelstands einzutreten. Sie positioniert sich in expliziter Gegnerschaft zu den mitregierenden Sozialdemokraten, ihre Stimmenzugewinne aber realisierte sie auf Kosten der ebenfalls an der Regierung beteiligten Mitte-rechts-Parteien *Christlichdemokratische Volkspartei* (CVP) und der *Freisinnig-Demokratischen Partei* (FDP), denen sie Verrat am bürgerlichen Lager vorwirft. „Die Linken und die Netten“ versagen ihrer Ansicht nach vor allem in drei Punkten: der Wahrung der Unabhängigkeit der Schweiz, dem Kampf gegen Asylmissbrauch und Kriminalität sowie dem radikalen Rückbau steuer- und abgabenfinanzierter Staatstätigkeit. Diese Punkte durchziehen nicht nur die Programmatik der SVP, sie strukturieren mit bemerkenswerter Kohärenz auch jegliche Stellungnahme, die von der Parteispitze im tagespolitischen Geschäft abgegeben wird – ganz gleich, um welches Politikfeld es sich handelt.

Eine eigenständige Geschlechterpolitik kann auf dieser Folie kaum entwickelt werden, selbst die Familienpolitik nimmt in der SVP einen untergeordneten Stellenwert ein. Die Parteiführung beschränkt sich in der Regel darauf, auf Vorstöße der anderen Parteien zu reagieren, agiert auf diesem Feld also eher defensiv. Die SVP-Strategie zielt nicht darauf, die eigenen Vorstellungen zum Geschlechterverhältnis offensiv zum Gegenstand identitätspolitischer Auseinandersetzungen zu machen, sie verfolgt vielmehr eine Strategie der partiellen De-Thematisierung. Geschlechterpolitische Vorstöße der Konkurrenzparteien werden deshalb in der Regel kaum auf einer geschlechterpolitischen Ebene attackiert, sondern entweder auf einer finanz- und sozialpolitischen oder aber in einer Diskussion des Verhältnisses von Individuum und Staat. Zugleich aber wird die eigene Klientel nicht darüber im Unklaren gelassen, dass die SVP ein traditionelles Geschlechterrollenverständnis vertritt.

Frauenpolitik spielt in den Überlegungen der SVP keine Rolle. Sie wird in Wahl- und Parteiprogrammen nicht einmal erwähnt, sondern es wird lediglich darauf verwiesen, dass es nicht im Aufgabenbereich des Staates liege, einzelne Bevölkerungs-

3 SVP Schweiz, Wahlplattform 2003 bis 2007, Bern 2003, S. 24.

4 Vgl. GfS-Forschungsinstitut Politik und Staat, Folgen der Polarisierung. Medienbericht zur Nachanalyse der Wahlen 03, Bern 2003, S. 44.

5 Zu den Besonderheiten des schweizerischen politischen Systems vgl. Wolf Linder, Schweizerische Demokratie. Institutionen – Prozesse – Perspektiven, Bern – Stuttgart – Wien 1999, S. 191 ff.

gruppen zu fördern. Im Selbstverständnis der SVP widerspricht Frauenpolitik dem Prinzip der Eigenverantwortung, auf kantonaler und kommunaler Ebene wird die Bezuschussung von Frauenprojekten nicht selten als unzulässige „Randgruppenförderung“ abgelehnt, als Verschwendung von Steuergeldern angeprangert. In der Ablehnung der Mutterschaftsversicherung, gegen deren Einführung die SVP das Referendum ergriffen hatte, argumentierte selbst die SVP-Frauenorganisation, dass dieses Vorhaben nicht finanzierbar sei und mittelfristig zu Abgabenerhöhungen führen werde: „Die Zeche hätten schliesslich alle in Form neuer Steuern zu bezahlen, auch die Mütter.“⁶

Die familienpolitischen Stellungnahmen der SVP durchzieht der gleiche Grundtenor. Zwar wird die Familie als „bleibendes Fundament der Gesellschaft“ gewürdigt, dies bedeute aber keineswegs, dass sie durch sozialpolitische Programme zu fördern sei. Nicht Kinderkrippen und Familienzulagen seien vom Staat bereitzustellen, stattdessen werden Steuererleichterungen wie Kinderfreibeträge oder Ehegattensplitting angemahnt. Auch hier greifen finanzpolitische Argumente und ein „freiheitliches“ Staatsverständnis ineinander. Die SVP hebt hervor, dass die traditionelle Familie „enorme unentgeltliche Arbeit für die Gesellschaft“⁷ leiste, zugleich habe sich der Staat nicht in innerfamiliäre Angelegenheiten einzumischen. Beide Elternteile sollen die in der Kindererziehung anfallenden Aufgaben „unter sich aufteilen, wie es ihrer Persönlichkeit und ihren Begabungen entspricht“⁸. Die ablehnende Haltung zu einer Strafrechtsrevision zu häuslicher Gewalt wird mit der Parole „Der Staat hat im Ehebett nichts zu suchen“⁹ begründet. Den Abstimmungskampf gegen die Mutterschaftsversicherung führte die SVP u. a. mit der Losung „Kein Sozialausbau – keine Staatskinder!“

Die Rhetorik von Eigenverantwortung und Privatsphäre, von persönlichen Neigungen und Begabungen kann nur schwer verbergen, welche Erwartung gesellschaftlicher Normalität sich dahinter verbirgt. Frauenerwerbstätigkeit gilt der SVP nicht als wünschenswert, Vereinbarkeitsprobleme von Familie und Beruf sind für die Partei dementsprechend kein Thema. Der Ausbau von Kinderbetreuungseinrichtungen wird als „familienzer-

setzend“ geißelt, als „Ohrfeige an alle traditionellen Familien, die ihren Beitrag zur Betreuung, Erziehung und Bildung ihrer Kinder auf eigene Rechnung leisten“.¹⁰ An der Mutterschaftsversicherung kritisiert die Partei folgerichtig, dass sie Hausfrauen gegenüber berufstätigen Müttern benachteilige. Als gesellschaftspolitisches Ziel gibt Jasmin Hutter, mit 26 Jahren die jüngste der drei weiblichen SVP-Nationalrätinnen, demgegenüber zu Protokoll: „Wir möchten in der Öffentlichkeit mit Stolz sagen dürfen: ‚Ich bin Hausfrau und Mutter.‘“¹¹

Frauen sollen tunlichst am Herd glücklich werden, die gesellschaftliche Rolle von Männern wird gar nicht erst thematisiert. Ziel der SVP ist die Rehabilitierung der traditionellen bürgerlichen Familie. Der Weg dorthin führt über den Versuch einer Depolitisierung der Geschlechterverhältnisse. Die Strategie, sich möglichst selten und zumeist nur wenig explizit zu geschlechterpolitischen Fragen zu äussern, bietet für die SVP den Vorteil, das eigene Themenprofil übersichtlich zu halten. Mit ihrer nationalkonservativen Anhängerschaft dürfte sie sich ohnehin darüber einig sein, dass in puncto Geschlechterrollen kaum Diskussionsbedarf besteht.

Die FPÖ: Geschlechterpolitik als sozialpolitische Intervention

„Politik für Männer ist keine Politik gegen Frauen, sondern im Gegenteil Politik, die beide Geschlechter vereinen und die Interessen beider (. . .) positiv zusammenführen soll. All jene, die versuchten, eine Parteinahme für die Interessen der Männer gegen die Wahrnehmung von Fraueninteressen auszuspielen, haben leider übersehen, dass eine vernünftige Geschlechter- und Emanzipationspolitik nur dann erfolgreich gestaltet werden kann, wenn beide Geschlechter aktiv daran mittun und die Politik beiden Geschlechtern Gerechtigkeit widerfahren lässt.“¹²

10 Bruno Sidler, Weitere Stärkung der familienzersetzenden Kinderbetreuung, in: Der Zürcher Bote, Nr. 34 vom 23. 8. 2002, S. 6.

11 Jasmin Hutter, Wir Frauen und die SVP, in: SVPja – Die Zeitung des Mittelstandes, Nr. 3/2004, S. 8. Zum Selbstverständnis der Frauen in der SVP vgl. Urs Paul Engeler, Die harten Frauen der Männerpartei, in: Die Weltwoche, Nr. 36 vom 4. 9. 2003.

12 Herbert Haupt, Begrüßung, in: Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen (Hrsg.), Der gebrauchte Mann? Männliche Identität im Wandel, Wien 2001, S. 3.

6 SVP-Frauen sagen NEIN. Mutterschaftsversicherung nicht finanzierbar, in: Der Zürcher Bote, Nr. 30 vom 23. 7. 2004, S. 1.

7 SVP Schweiz, Die Familie – das bleibende Fundament der Gesellschaft. Die SVP-Familienpolitik, Bern 2001, S. 3.

8 Ebd., S. 5.

9 Der Zürcher Bote, Nr. 26 vom 29. 6. 2001, S. 1.

Mit dem Eintritt in die österreichische Bundesregierung im Februar 2000 schien die Freiheitliche Partei Österreichs am Ziel angekommen zu sein. Seit der Übernahme des Parteivorsitzes durch Jörg Haider im Jahr 1986 konnte sie ihren Stimmenanteil sukzessive von 5 Prozent auf 26,9 Prozent steigern. Es erwies sich jedoch recht bald, dass die FPÖ der neuen Rolle als Regierungspartei nicht gewachsen war, zumal nach dem Rücktritt Haiders vom Parteivorsitz. Innerparteiliche Turbulenzen mündeten in vorgezogene Neuwahlen, bei denen die Freiheitlichen im November 2002 auf nur noch 10 Prozent abstürzten. Die FPÖ trat zwar erneut in eine Regierungskoalition mit der *Österreichischen Volkspartei* (ÖVP) ein, konnte sich seither aber kaum konsolidieren. Die derzeitige Vorsitzende, Ursula Haubner, ist bereits Haiders vierte Nachfolgerin binnen vier Jahren. Seit Regierungseintritt gab es bei nahezu allen Landtagswahlen massive Stimmenverluste. In der Bundesregierung musste die FPÖ ihre über Jahre äußerst erfolgreiche Oppositionsstrategie aufgeben und konnte fortan ihrer Klientel nur schwer vermittelbare Kompromisse präsentieren. In der Ausländerpolitik ist sie im Schatten des ÖVP-Innenministers heute kaum noch sichtbar, in der Sozialpolitik musste das FPÖ-geführte Ministerium fortlaufend tief greifende Einschnitte vertreten. Dies kostete sie vor allem die Sympathie der Arbeiterschaft, die in den neunziger Jahren zu großen Teilen von den Sozialdemokraten zur FPÖ übergelaufen war. Zugleich aber begannen sich die Freiheitlichen auf einem für sie relativ unbekanntem Terrain zu profilieren, der Geschlechterpolitik. Bereits im Nationalratswahlkampf 1999 hatte Jörg Haider die Losung ausgegeben, die FPÖ müsse zukünftig für Frauen attraktiver werden. Dem lag die Überlegung zu Grunde, dass die Partei nur dann weiter wachsen könne, wenn es ihr gelinge, ihr Image als „Männerpartei“ abzulegen und vermehrt von Frauen gewählt zu werden.¹³ Der Parteiführer ließ sich noch vor der Wahl vier Stellvertreterinnen zur Seite stellen und verpflichtete die FPÖ fortan verstärkt auf so genannte „weiche Themen“, vor

13 Der Männerstimmenanteil hatte bei der Nationalratswahl 1995 knapp über 60 Prozent gelegen, er sank 1999 und 2002 jeweils geringfügig auf nunmehr knapp unter 60 Prozent. Damit ist die FPÖ nach wie vor die einzige österreichische Partei, welche die Mehrzahl ihrer Stimmen von Männern erhält. Vgl. Fritz Plasser/Peter A. Ulram (Hrsg.), *Wahlverhalten in Bewegung. Analysen zur Nationalratswahl 2002*, Wien 2003, S. 217 ff. Der Frauenanteil unter den FPÖ-Nationalratsabgeordneten lag nach der Wahl 1999 bei 17 Prozent, nach der Wahl 2002 stieg er auf 28 Prozent. Dies ist auch ein Ergebnis der in der FPÖ mittlerweile gängigen Praxis, bei Wahllisten wenigstens den 2. Platz jeweils mit einer Frau zu besetzen. Eine formelle Quotenregelung lehnt die FPÖ ab.

allem aus der Bildungs-, Familien- und Frauenpolitik. Nach dem Eintritt in die Bundesregierung übernahm die FPÖ auch folgerichtig das neu geschaffene Sozial-, Familien- und Frauenministerium.

Die FPÖ-Strategie zur Besetzung geschlechterpolitisch relevanter Themen bewegte sich zunächst auf zwei institutionellen Feldern: der Frauen- sowie der Familienpolitik. War die Eingliederung des Frauenministeriums in ein von der FPÖ geführtes Familienministerium von Frauenpolitikerinnen bereits als Provokation empfunden worden, kam die spätere Besetzung der Ministeriumsspitze mit einem Mann einem offenen Affront gleich. Damit wurde ein spürbarer Kurswechsel in der österreichischen Frauenpolitik eingeleitet. Dieser beinhaltete zwar auch Mittelkürzungen bei emanzipatorisch orientierten Frauenprojekten, politisch relevanter aber erscheint die symbolische und diskursive Neutralisierung des Politikfelds. Frauenminister Herbert Haupt brachte sein Verständnis von Frauenpolitik fortan auf die Formel „pragmatisch, nicht ideologisch“. FPÖ-Frauensprecherin Theresia Zierler sekundierte, man werde sich fortan um die „wahren Probleme“ der Frauen kümmern, statt aggressiv gegen Männer vorzugehen. In der Faschingszeit verkündete Minister Haupt schließlich die Schaffung einer „männerpolitischen Grundsatzabteilung“. Als Abteilung 6/6 der Sektion VI wurde diese ins Ministerium eingegliedert: Geschlechterpolitik als Herrenwitz, eine bis dato nicht gekannte Variante. Die FPÖ sah sich mit permanentem politischen und medialem Gegenwind konfrontiert. Die Einrichtung der Männerabteilung verteidigte Haupt mit dem Hinweis, auch das vermeintlich starke Geschlecht werde zunehmend diskriminiert, etwa am Arbeitsplatz oder als Väter nach Scheidungen.¹⁴ Institutionell blieb die Männerabteilung relativ schwach, aber als Signal eines Kurswechsels in der Frauenpolitik hat sie die ihr zugeordnete Funktion erfüllt.

Die Hauptstoßrichtung der FPÖ liegt allerdings ohnehin nicht darin, eine genuin „freiheitliche“ Frauen- und Männerpolitik zu etablieren, in erster Linie geht es ihr um eine Überführung geschlechterpolitischer Fragen in das Feld der Familienpoli-

14 Dieses Argumentationsmuster findet auch bei den eigenen, insbesondere jüngeren Funktionären Anklang, die sich durch Umbrüche im Geschlechterverhältnis in ihrer Männerrolle verunsichert fühlen. Vgl. Oliver Geden, *Männlichkeitskonstruktionen in der Freiheitlichen Partei Österreichs. Eine qualitativ-empirische Untersuchung*, Opladen 2004, S. 93 ff.

tik.¹⁵ Dreh- und Angelpunkt ist dabei das Instrument des von der ÖVP-FPÖ-Koalition eingeführten „Kindergelds“, das ursprünglich von der FPÖ als „Kinderscheck“ entwickelt und im Wahlkampf 1999 zu einem ihrer Schwerpunktthemen erhoben worden war.¹⁶ In geschlechterpolitischer Hinsicht hebt die FPÖ hervor, für die Frau bringe dieses sozialpolitische Instrument eine echte „Wahlfreiheit“, ob sie ihr Kind selbst betreuen oder entsprechende Einrichtungen in Anspruch nehmen wolle. Bei genauerem Hinsehen aber wird klar, dass die viel beschworene Wahlfreiheit für die Mutter vor allem als „Freiheit“ verstanden wird, „ohne finanzielle Sorgen selbst bei ihrem Kind zu bleiben“¹⁷, denn „sie steht damit nicht mehr unter Beschäftigungszwang“¹⁸. Das Kindergeld-Modell richtet sich damit direkt gegen die langjährige Politik sozialdemokratischer Frauenministerinnen, von denen „der Vorrang des Berufs vor der Mutterschaft zum unumstößlichen Glaubenssatz“¹⁹ erhoben worden sei. Der dem FPÖ-Familiendiskurs innewohnende Geschlechterdualismus ist aber nicht ausschließlich Ausdruck einer Erwartung von Normalität dergestalt, dass sich viele Frauen für den häuslichen Bereich und auch für Kinder entscheiden, wenn die finanziellen Rahmenbedingungen verbessert werden. Die Forderung nach einer Aufwertung der Familienarbeit fügt sich auch funktional in den von der FPÖ gespannten Politikrahmen. Im Mittelpunkt steht dabei die angestrebte Umkehr des negativen Trends bei den einheimischen Geburtenzahlen, die relativ bruchlos mit der alten FPÖ-Forderung nach einer restriktiven Zuwanderungspolitik verknüpft werden.

15 Folgerichtig gab sie das Frauenministerium bei der Neuaufgabe der Regierungskoalition 2003 an die ÖVP ab, behielt allerdings die Männerabteilung im weiterhin von Haupt geführten Sozial- und Familienministerium.

16 Das österreichische Kindergeld hat nichts mit der gleichnamigen deutschen Familienleistung gemein, sondern ist eher mit dem deutschen „Erziehungsgeld“ zu vergleichen. In der zum 1. Januar 2002 eingeführten Variante wird es der Mutter in den ersten zweieinhalb Jahren nach der Geburt des ersten Kindes ausbezahlt, weitere 6 Monate können vom Vater in Anspruch genommen werden. Der Kündigungsschutz endet allerdings bereits nach zwei Jahren. Im Unterschied zur vorher gültigen Karenzgeldregelung erfolgt die Auszahlung unabhängig von einer vorhergehenden sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung, der Bezieherinnenkreis wurde damit auch auf Hausfrauen und Studentinnen ausgeweitet.

17 Veronika Stix, Österreich wird immer älter. Geburten sinken weiter. Nun wird Familienpolitik zum Wahlkampfthema, in: Neue Freie Zeitung, Nr. 7 vom 17. 2. 1999, S. 12.

18 Die FPÖ kämpft für Frauen, in: Neue Freie Zeitung, Nr. 4 vom 27. 1. 1999, S. 2.

19 Wird Österreich kinderfreundlicher?, in: Neue Freie Zeitung, Nr. 13 vom 28. 3. 2001, S. 16.

Trotz dieser Einbindung hat sich die (familienzentrierte) Geschlechterpolitik mehr und mehr zu einem eigenständigen Schwerpunkt der FPÖ entwickelt, zumal sich ihre Bundesspitze seit 2002 aus dem Sozial- und Familienministerium rekrutiert.²⁰ Dies bringt nicht nur mit sich, dass die FPÖ Profilierungsmöglichkeiten verstärkt auf diesen Politikfeldern sucht, zumal sich die ÖVP hier weitgehend zurückgezogen hat. Auch die Detailkritik der Oppositionsparteien zielt häufig auf diese Fachministerien, weil sie dort immer auch die FPÖ-Parteivorsitzenden ins Visier nehmen können. Wesentlich geprägt durch entsprechende tagespolitische Auseinandersetzungen und zudem beeinflusst durch die Notwendigkeit, einen eingespielten ministeriellen Apparat weiterführen und geschlechterpolitische Vorgaben der EU, vor allem bei der Implementierung des Gender Mainstreaming, umsetzen zu müssen, büßt der geschlechterpolitische Diskurs der Freiheitlichen häufig an Klarheit ein. Zwar fügen sich viele Maßnahmen des Ministeriums in ein dichotomes Verständnis männlicher und weiblicher Geschlechterrollen, indem sie auf die Privilegierung der „Hausfrauenehe“ zielen, aber ein nicht unbeachtlicher Teil der Kommunikation ist von dem Bemühen getragen, eben diesen Eindruck zu zerstreuen, sei es bei der Bedarfsplanung für Kinderbetreuungseinrichtungen (bei der die Behebung der ermittelten Defizite schließlich auf die Bundesländer abgeschoben wurde) oder bei Erfolgsmeldungen über die gestiegene Väterbeteiligung beim Kindergeld.

Fazit

Sowohl die SVP als auch die FPÖ vertreten ein Geschlechterrollenverständnis, das Frauen in erster Linie als Mütter begreift und auf die Verrichtung von Familienarbeit festzulegen versucht. Der strategische Umgang mit geschlechterpolitisch relevanten Fragestellungen unterscheidet sich allerdings deutlich, ebenso der anvisierte Weg zum

20 Auf Herbert Haupt, der das Amt im Herbst 2002 übernahm, folgte im Sommer 2004 seine Staatssekretärin Ursula Haubner. Wie auch schon unter Haiders direkter Nachfolgerin Susanne Riess-Passer finden sich neben der derzeitigen Vorsitzenden keine weiteren Frauen in Spitzenpositionen der Partei. Riess-Passer war im Mai 2000 nur durchsetzbar, weil man sie (fälschlicherweise) als getreue Statthalterin Jörg Haiders einstuft. Haiders Schwester Ursula Haubner gilt in der Partei nur als Übergangslösung, der es als Integrationsfigur vor allem gelingen soll, die FPÖ endlich zu konsolidieren.

Erreichen der eigenen Ziele. Die SVP weist geschlechterpolitische Ansinnen als schlichtweg nicht notwendig zurück. Sie behält auf diesem Feld eine seit Jahren eingespielte Oppositionsstrategie bei, behandelt Geschlechterpolitik vornehmlich im Rahmen des von ihr mit Vehemenz geführten „Kampfes gegen Sozialausbau“. Durch den Verweis auf die zu schützende Privatsphäre der traditionellen Familie versucht sie sich an einer De-Politisierung der Geschlechterverhältnisse. Themen wie die Vereinbarkeit von Beruf und Familie werden von ihr deshalb schlichtweg nicht diskutiert. Im bürgerlich-rechtskonservativen Weltbild der SVP ist der Mann als Alleinverdiener und Familienernährer vorgesehen, und mutmaßlich ist die von der Partei primär angesprochene Klientel in ökonomischer Hinsicht auch noch zu großen Teilen in der Lage, diesen Status aufrechtzuerhalten.

Der FPÖ bleibt ein ähnlicher Weg versperrt, obwohl er in seiner Klarheit unter wahlstrategischen Aspekten vermutlich den erfolgversprechenderen darstellen würde. Als in eine Koalition eingebundene Regierungspartei im Wesentlichen dem Modus des Gestaltens verpflichtet, muss sich ihre Geschlechterpolitik weitaus mehr an der

Komplexität sich verändernder gesellschaftlicher Realitäten orientieren – und auch an der permanenten Kritik der Oppositionsparteien und frauenpolitischer Akteurinnen. Zwar war es für die FPÖ gemeinsam mit der ÖVP möglich, die Frauenpolitik seit der Regierungsübernahme schrittweise ins Abseits zu schieben, ihre familienpolitischen Ziele aber kann sie nur auf der Basis von fortwährenden sozialpolitischen Interventionen erreichen. Einem Großteil ihrer Wählerklientel ist der Weg zurück zum Modell des alleinigen Familienernährers schon aus ökonomischen Gründen versperrt, der viel beschworene „kleine Mann“ kommt ohne eine Erwerbstätigkeit seiner Frau kaum noch über die Runden. Die Vereinbarkeitsfrage kann die FPÖ im Gegensatz zur SVP nicht ignorieren, aber sie beantwortet sie in einer Weise, die Frauen den partiellen Ausstieg aus der Berufstätigkeit in finanzieller Hinsicht ermöglichen soll. Von der Bundesregierung mittlerweile mit einem Rechtsanspruch auf Teilzeitarbeit ausgestattet, werden Frauen vor allem als „Zuverdienerinnen“ betrachtet. Zwar führt die FPÖ nach wie vor die Devise ins Feld, Frauen lediglich eine Wahlfreiheit zwischen verschiedenen Optionen gewähren zu wollen, aber schon der eklatante Mangel an Kinderbetreuungsplätzen macht diese Behauptung zur Farce.

Der moderne Dandy

Was ist ein Dandy?

In Feuilletons und Modezeitschriften verwenden Journalisten häufig das Wort *Dandy* zur Kennzeichnung gut gekleideter, leicht feminin wirkender Männer, die sich durch besondere Eleganz auszeichnen. Die Leser gewinnen den Eindruck, es gebe ihn noch, den Dandy, oder er erlebe gerade ein Comeback. In trivialer Beschränkung auf den „Look“ wird nur das Äußere des Phänomens wahrgenommen, dem geistigen Habitus dagegen kaum Bedeutung beigemessen. Begriffliche Klärung scheint vonnöten, um derartigen Missverständnissen vorzubeugen.

Der Dandy ist ein Mann von einfacher, erlesener Eleganz, einer Eleganz, die Ausdruck einer bestimmten Geistes- und Lebenshaltung ist. Er ist eine extravagante Spielart des Gentleman, ausgezeichnet durch überlegenen Geschmack, perfekte Manieren, zynisch-frivolen Konversationston, Kaltblütigkeit und Unerschütterlichkeit in allen Lebenslagen und einen auf die Spitze getriebenen Selbstkult. Er ist ein passionierter Müßiggänger und eine notorische Spielernatur. Er ist Solitär und Gesellschaftsmensch. So mag man ihn wie Rainer Gruenter paradoxerweise – aber das Paradoxe gehört zu seinem Wesen – als den Ungeselligen schlechthin ansehen, „dessen prinzipielle gesellige Distanz freilich auf eine raffinierte ‚Geselligkeit‘ von Geselligkeitsverächtern bezogen ist“¹.

Der Dandy existiert in vielen Spielarten und Mischformen, die durch die unterschiedlichen geschichtlichen Umstände bedingt sind. In der romantischen Restauration nach der Französischen Revolution begegnet er uns in der reinsten Ausprägung. Die Dandys des 19. Jahrhunderts bil-

1 Rainer Gruenter, *Vom Elend des Schönen. Studien zur Literatur und Kunst*, München 1988, S. 100. Vgl. auch Pierre Bourdieus Unterscheidung zwischen der einfachen Einfachheit der „Einfachen“ und der gesuchten Einfachheit der „Raffinierten“, in: Pierre Bourdieu, *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, Frankfurt/M. 1974, S. 70. In unserer Darstellung ist der Dandy männlichen Geschlechts. Dabei bleibt unberücksichtigt, dass mit der Auflösung der traditionellen Geschlechterrollen die für den Dandy charakteristischen Techniken der Selbstdarstellung und ästhetischen Inszenierung für beide Geschlechter verfügbar geworden sind.

deten eine exklusive Gruppe und wachten eifersüchtig über die Regeln der Zugehörigkeit zu ihrem „set“. Soziologisch betrachtet, ist der klassische Dandy in der Regel ein Mitglied der High Society. Der Rückzug von diesem Terrain oder das Verschwinden dieser sozialen Formation beraubt ihn seines Betätigungsfeldes, denn mit dem Verlust an gesellschaftlicher Exklusivität verliert er an Substanz. Der Dandy, der Heros stilvoller Eleganz, agierte in einem gesellschaftlichen Umfeld, das sich durch Distinktion und kultivierten Müßiggang auszeichnete. Diese Gesellschaft, national in ihrer Verfassung und international in ihren Verkehrsformen, verfügte über einen Kodex des Verhaltens und des Geschmacks, der Uneingeweihte ausschloss. Dieser Kodex wurde von Generation zu Generation weitergegeben und änderte sich im Laufe der Zeit nur wenig. Er behauptete sich, solange jene soziale Formation existierte, die sich die „gute Gesellschaft“ oder die „große Welt“ nannte.

Dandy und Rebell

Seit Lord George Gordon Byron, spätestens aber seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, hat sich neben einem vor allem von Aristokraten geprägten gesellschaftlichen ein literarisch-künstlerisches Dandytum entwickelt. Die Schriftsteller, die ihn in ihren Werken gestalten, nehmen oft selbst Züge des Dandys an. Durch Jules Barbey d’Aureville und Charles Baudelaire kommt es zu einer Akzentverschiebung in der Bedeutung des Wortes Dandy, die typisch französisch ist. Das Element der Revolte, die ethischen und spirituellen Eigenschaften werden stärker betont, sogar auf Kosten der äußeren Eleganz. Zum aristokratischen Formalkult tritt die weltenschmerzliche Erfahrung existentieller Isolation.

Der Charakter des Widerspruchs und der Auflehnung und der Kampf gegen die Trivialität erfordern höchste Bewusstheit und Selbstzucht. Deshalb die Forderung Baudelaire, der Dandy müsse sein ganzes Streben darauf richten, ohne Unterbrechung erhaben zu sein. „Er muss leben und

schlafen vor einem Spiegel.² Baudelaire räumt dem Dandyismus den Rang einer Philosophie ein, die den überlegenen Geist kennzeichnet, unabhängig von seinem historischen Ort. Er ist gleichsam die „Fundamentalkategorie des eleganten, des unabhängigen, anspruchsvollen, *herausfordernden* Menschen“³, der eine Verbindung mit jeder möglichen, vom Zeitgeist stets unterschiedlich geprägten Persönlichkeit eingehen kann. Der aggressive Dandy als charismatischer Außenseiter der Gesellschaft ist latent konservativ und neigt zur gegenrevolutionären Revolte.⁴ Allerdings greift er die Gesellschaft niemals unmittelbar an. „Er faßt schweigsamer und subtiler zu. Er verzichtet auf Aktionen, die ihn zwingen, unter sein Niveau zu gehen. Doch liegt gerade in dieser ostentativen Handlungsenthaltung seine Herausforderung.“⁵

Der Dandy hat keinen anderen Beruf als die Eleganz. Sie ist Ausdruck seiner materiellen und geistigen Unabhängigkeit und seiner moralischen Verfassung. Prinzip seiner Distinktion ist die vollkommene, aber raffinierte Einfachheit, da man sich auf keine bessere Weise von anderen unterscheiden kann. Indem er in der Kleidung das rechte Maß zu wahren weiß, provoziert er, da er sich den Zeitmoden verweigert. Er ist auf sich als Kultfigur, auf seine ästhetische Selbstvervollkommnung bezogen. Der Dandy amüsiert nicht, er dominiert. Durch seine absolute Selbstkontrolle beherrscht er die Szene. Die Aura seines Auftretens ist die Kälte. Sie ist Ausdruck seiner Unerblichkeit und Ungerührtheit und zugleich die besondere Form seiner Schönheit. Der Dandy gefällt, indem er missfällt. Er provoziert, er leistet sich Verstöße gegen die Regeln, was voraussetzt, dass es Regeln gibt, die respektiert werden. Wo Regellosigkeit herrscht, wo es keine Etikette mehr gibt, wo alles erlaubt ist, gehen die Provokationen des Dandys ins Leere.

Was in einer Gesellschaft der Permissivität bleibt, ist ein Individualismus ohne Rückbindung an verpflichtende Konventionen des Geschmacks und des Stils. Das Spannungsverhältnis ist nicht mehr gegeben, aus dem die Selbstdarstellungskunst des Dandys Funken schlägt. Seine Nachfolger verfü-

gen nicht mehr über die seelische und intellektuelle Disziplin, die den Dandy auszeichnet. Exemplarische Eleganz wird ersetzt durch forcierte Extravaganz, ein Prozess, der schon mit Oscar Wilde einsetzte, dem Vorreiter eines öffentlichen Dandytums.

Stilwandel im Medienzeitalter

Seine Gesellschaftsmacht hat der Dandy an Designer, Popstars und andere Stilfiguren des Medienzeitalters abtreten müssen, die heute als Trendsetter der Mode und Geschmacksidole – oftmals unter dem Etikett „Dandy“ – die gesellschaftliche Szene beherrschen. Die inflationäre Ausbreitung dandyhafter Attitüden hat eine Nivellierung des Dandytums zur Folge. Im Zeitalter der Mobilität sind die Schauplätze des Highlife auf den gesamten Globus verteilt. Was heute noch als Enklave gesellschaftlicher Exklusivität gilt, kann morgen schon zum Ziel des organisierten Massentourismus werden. Orte wie St. Moritz, Saint-Tropez, Portofino, Acapulco, Marbella, die Bahamas usw. haben längst das Image des Exklusiven eingeübt.

Im Zeitalter der Massenkultur und der Massenmedien gewinnt neben Herkunft und Reichtum die Bekanntheit einer Person, ihre durch die Öffentlichkeit beglaubigte Prominenz, als Kriterium für die Aufnahme in die bunt zusammengewürfelten Kreise des Jetset an Bedeutung. Ein prominenter Popstar, Sportler, Modeschöpfer, Friseur oder Talkmaster, ein hoch bezahltes Model, eine namhafte Moderatorin, eine erfolgreiche Partyorganisatorin – sie alle haben Chancen, vom Jetset adoptiert zu werden, wenn die Medien sie promovieren und aus der Masse der Namenlosen herausheben. Arrivierte dieses Schlages finden sich bald auf exklusiven Soireen, Partys und Bällen, neben königlichen Hoheiten, Prinzen von Geblüt, Diplomaten und Repräsentanten der Hochfinanz. Wie schon Oscar Wilde erkannt hat, kann unter demokratischen Bedingungen jeder ein Star sein, wenn er es versteht, Schlagzeilen zu machen.

In einer Zeit, in welcher der Selbststilisierung und Selbstdarstellung keine Grenzen mehr gesetzt und einzelne Charakterzüge des Dandys zu Massenerscheinungen geworden sind, hat es ein wirklicher Dandy schwer, seine Originalität zu beweisen. Man gewinnt den Eindruck, dass die Zahl der auf öffentlicher Bühne paradierenden Dandys oder Pseudodandys unüberschaubar geworden ist. Wahrscheinlich müsste ein die geis-

2 Charles Baudelaire, Mein entblößtes Herz, in: Sämtliche Werke/Briefe. Bd. 6, hrsg. v. Friedhelm Kemp und Claude Pichois, München 1991, S. 224.

3 Rainer Gruenter, Formen des Dandyismus. Eine problemgeschichtliche Studie über Ernst Jünger, in: Euphorion, 46 (1952) 2, S. 191.

4 Vgl. Karl Heinz Bohrer, Die Ästhetik des Schreckens. Die pessimistische Romantik und Ernst Jüngers Frühwerk, Frankfurt/M. 1983, S. 37.

5 R. Gruenter (Anm. 3), S. 189.

tigen Intentionen des Dandys ernst nehmendes Individuum sich von der gesellschaftlichen Bühne ganz zurückziehen, sich in eine Art mönchische Askese begeben.

In den Milieus der Subkultur finden sich zahlreiche Verwandlungskünstler und Selbstdarsteller unterschiedlichster Couleur. Aber diese Exzentriker und Außenseiterexistenzen sind keine Dandys, sondern urbane Überlebenskünstler. Sie haben vom Dandy die eine oder andere Attitüde übernommen, doch weder ist die Eleganz ihr einziger Beruf, noch widmen sie sich einzig und allein dem Zweck, die Idee des Schönen in ihrer Person zu kultivieren. Sie sind hektisch bemüht, Aufmerksamkeit zu erhaschen. Von der stoischen Ruhe des Dandys, der sich sein Tempo beim Flanieren auf dem Boulevard von einer Schildkröte vorgeben ließ, die er am Halsband führte, sind diese gehetzten Wesen meilenweit entfernt.

Dandytum und Subkultur

Eine besondere Spielart des literarischen Dandyismus nach dem Zweiten Weltkrieg stellt die Wiener-Gruppe dar. Oswald Wiener hat vor dem Hintergrund der Erfahrungen in dieser Gruppe in seinem Essay „Eine Art Einzige“ eine Theorie zu einem modernen Dandytum entworfen. Der Dandy ist bei Wiener ein Verhaltenstypus, dessen Künstlichkeit dem Maschinenhaften unserer Zeit entspreche. Er werfe sich zum Demiurgen des Sinns in einer Welt von Automaten auf. Wiener sieht im Dandy nicht den Narziss und mondänen Gesellschaftsmenschen, sondern den experimentierenden Geist. Er hat den Weg aus der Gesellschaft und in die Welt des Künstlichen bereits soweit beschritten, dass ihn das Nachgemachte mehr interessiert als das Originale. Er streift alles Luxuriöse des dekadenten Dandys ab. Er hat es nicht mehr wie dieser mit sich selbst zu tun, „sondern mit der Form, als welche er sich in seinen Gedanken erscheint, seine Identität ist provisorisch. Er verkörpert das *künstliche* im engsten Sinn, das ununterbrochen schöpferische.“⁶ Wiener kommt zu dem Schluss, dass Dandytum auf hohem Niveau nicht mehr möglich sei, sondern nur Wiederholung auf niedrigerer Stufe, in der Subkultur. Es gebe nur noch ein „sekundäres Dandytum“, das bereits Bekanntes für sich neu entdeckte. Soziologisch

6 Oswald Wiener, Eine Art Einzige, in: Verena von der Heyden-Rynsch (Hrsg.), Riten der Selbstauflösung, München 1982, S. 59.

betrachtet heißt dies, dass der intellektuelle Dandy im Rückzug auf sich selbst nur ein Surrogat darstellt.

Hier nähert sich Wiener der von Susan Sontag beschriebenen Camp-Attitüde an. „Camp“ ist Sontag zufolge eine Erlebnisweise kleiner urbaner Gruppen, die sich durch eine Vorliebe für das Künstliche, Übertriebene und Theatralische auszeichnet und sich vor allem an Produkten der dekorativen Künste delectiert. Es handele sich um eine Spielart des Ästhetizismus, ihr Kennzeichen sei der Geist der Extravaganz. Camp wird von Sontag als Dandyismus im Zeitalter der Massenkultur bezeichnet. Während der Dandy alten Stils sich dem guten Geschmack hingebe, mache der Anhänger des Camp keinen Unterschied mehr zwischen dem einzigartigen Gegenstand und dem Massengut. Er verstehe es, die Produkte der Massenkultur auf ausgefallene Art zu besitzen.

In Oscar Wilde sieht Sontag eine Übergangsfigur, die sich nie ganz von den Vergnügungen des Dandys alten Stils – dem Highlife – habe trennen können. Das soziale Terrain des Dandys im Zeitalter der Massenkultur sei dagegen die Subkultur. Träger des Camp-Geschmacks sei „eine improvisierte Klasse, die sich selbst ernannt hat und vorwiegend aus Homosexuellen besteht, die sich als die Aristokraten des Geschmacks einsetzen“⁷. Diese Klasse repräsentiere die Beziehung zum Stil in einer Zeit, in der die Übernahme eines Stils – als solche – fragwürdig geworden sei und in der es keine echten Aristokraten im alten Sinne mehr gebe, die besondere Geschmacksrichtungen fördern könnten.

Sontag zieht daraus keineswegs den Schluss, ein heutiger Dandy stehe auf verlorenem Posten, da er keinen sozialen Ort, kein Publikum mehr finde, das seine Geschmacksdikate goutiere. Vielmehr deutet sie die von Baudelaire als Tod des Dandys bezeichnete Demokratisierung des Geschmacks in eine Chance für Einzelne um, auf raffinierte, erlesene Weise ihren Geschmack am schlechten Geschmack, am Aufgedonnerten, Stillosen, Theatralischen zu kultivieren.⁸

7 Susan Sontag, Anmerkungen zu „Camp“, in: dies., Kunst und Antikunst. 24 literarische Analysen, Reinbek 1968, S. 282.

8 Von der Chefredakteurin der amerikanischen „Vogue“ Diana Vreeland stammt der Ausspruch: „Etwas schlechter Geschmack ist wie eine Prise Paprika.“ Vgl. Karin Wieland, Die Pompadour von der Fifth Avenue, in: Der Tagesspiegel vom 24. 7. 1994, S. 26.

Durch das postmoderne Spiel mit Widerspielungen hat sich die Aura des Dandys, sein Charisma verflüchtigt. Elisabeth Bronfen spricht von einer „celebrity culture“, in der Ansprüche auf Authentizität zugunsten einer reinen Feier des Image aufgegeben werden. Jeder könne eine Pose einnehmen, jeder zum Bild werden. Im Zusammenhang mit dem Verschwinden der Diva schreibt Bronfen: „Regiert in der heutigen Alltagskultur vornehmlich eine Ökonomie der Aufmerksamkeit, in der das Image und der Akt des Sich-zur-Schau-Stellens alles ist, geht es bei *celebrity* nicht mehr darum, ob man tatsächlich etwas Bedeutsames geschaffen hat, an das eine Nachwelt sich erinnern soll. Statt dessen zählt der kurzlebige Ruhm, die Aufmerksamkeit des Augenblicks.“⁹ Obgleich die Eintragsstars in den Medien den Vorrang haben, bleibe ein Verlangen nach der charismatischen Einzigartigkeit, die von der Diva verkörpert wird.

Gleiches ließe sich vom Dandy sagen. Er verspricht Einzigartigkeit und Originalität in einer Zeit der Nivellierung, der immer gleichen Abziehbilder und der angepassten Durchschnittsexistenzen. Wie die Diva muss sich der Dandy zunächst entwerfen und inszenieren. Seine Karriere hängt davon ab, sich mit wenigen, aber entscheidenden Zeichen und Posen ein unverwechselbares, öffentliches Image zu verschaffen, das von den Massen nicht nachgeahmt werden kann. „Wie die Diva“, schreibt Barbara Straumann, „ist er somit von den medialen Technologien der Massenkultur, insbesondere der Photographie und der Presse abhängig. Wendet er sich einerseits angewidert von der Einförmigkeit der ordinären Massenkultur ab, so schöpft er andererseits deren Publicity-Möglichkeiten voll aus . . . Als geistiger Aristokrat besetzt der Dandy bezeichnenderweise die Bühne des Sehens und Gesehenwerdens, auf die der kulturelle Kredit der Aristokratie infolge ihrer politischen Abwertung geschrumpft ist.“¹⁰ Auf Andy Warhol anspielend, meint Straumann, wenn die Oberflächlichkeit seiner Inszenierung eine Botschaft verkünde, „dann die, dass auf die Nivellierung sozialer Hierarchien sowie auf die freie Wahl des Lifestyle nur mit der ausgewählten Künstlichkeit der theatralischen Selbstinszenierungen, mit *attitude* und *posing* geantwortet werden kann.“¹¹

9 Elisabeth Bronfen/Barbara Straumann, *Die Diva. Eine Geschichte der Bewunderung*, München 2002, S. 216 f.

10 Ebd., S. 79 f.

11 Ebd., S. 81.

Der Dandy als Massenprodukt: Andy Warhol

Als ein Beispiel des von Oswald Wiener diagnostizierten sekundären Dandytums lässt sich Andy Warhol anführen, dessen Person und Werk die genaueste Analyse verdienen. Warhol verkörpert jenen von Wiener beschriebenen und von Paul Valéry in seinem Roman „Monsieur Teste“ vorweggenommenen Verhaltenstypus, dessen Künstlichkeit dem Maschinenhaften unserer Zeit entspricht. Dieser Dandy ist ein Virtuose der Selbstbeobachtung. Er entdeckt die Mechanik immer größerer Teile dessen, was er für seine Freiheit gehalten hat. Dadurch entsteht das Gefühl seiner Überlegenheit. Er durchschaut, was sein Gegenüber nicht durchschaut hat. Er gewinnt Macht über den anderen, der noch auf dem natürlichen Verständnis seiner Emotionen beharrt und nicht weiß, dass er von ihnen determiniert ist.

Der Intellektuelle wie der Künstler ist freilich immer nur eine unvollkommene Gestalt des Dandys, da sein Künstlertum sich in einem Werk außerhalb seiner selbst manifestiert. Der wahre Dandy hingegen macht sich selbst zum Werk einer künstlerischen Anstrengung. In den Warhol'schen Selbstinszenierungen verwischen sich die Grenzen zwischen der Person des Künstlers und dem Kunstwerk. So stellte Warhol sich z.B. in einer Kunstausstellung selbst mit aus. Warhol erinnert in seinem Habitus an die distanzierte Kühle und Künstlichkeit des Dandys. „Der Grund, warum ich in dieser Art male, ist, dass ich eine Maschine sein möchte, und ich habe das Gefühl, dass, was immer ich tue und maschinenähnlich tue, dem entspricht, was ich tun möchte . . . Der Arbeitsprozeß in der kommerziellen Kultur war maschinenähnlich, aber in der Einstellung lag ästhetisches Gefühl.“ Und weiter heißt es: „Ich denke, die Künstler, die nicht sehr gut sind, sollten so werden wie jeder andere, damit die Leute Dinge möchten, die nicht sehr gut sind. Es geschieht bereits.“¹²

Warhols Wunsch, eine Maschine zu sein, realisiert sich über die Auslöschung seiner selbst durch das unablässige Aufzeichnen des Belanglosen und dessen Verwandlung in schillernde Oberfläche. Indem Warhol serielle Bilder für ein Massenpublikum produziert, funktioniert er selbst wie die Massenkultur, die ihrerseits eine Maschinerie ist. Er hat

12 Andy Warhol, Interview, in: V. von der Heyden-Rynsch (Anm. 6), S. 297; vgl. auch Mark Francis/Margery King, *The Warhol Look. Glamour, Style, Fashion*, München 1997.

durch sein Werk die Verdinglichung wie kein anderer bewusst gemacht, auch und gerade durch die affirmative Haltung, die er zu ihr einnimmt. Warhol partizipiert an dem von Hollywood produzierten klassenlosen Glamour. Er selbst ging freilich nie mit konventionellen Trendvorstellungen konform, sondern wurde zu einer Instanz in Geschmacks- und Stilfragen, weil er bereit war, seine Identität ständig neu herzustellen und zu einem Chamäleon wechselnder Stile zu werden. Obgleich er ein Liebling des internationalen Jetsets war, stellte sich bei ihm dennoch nie das Gefühl ein dazuzugehören. Mit seinem Diktum, jeder könne in Zukunft für fünfzehn Minuten berühmt sein, nahm er die heutige TV-Kultur vorweg.

In seiner den Lifestyle diktierenden Rolle ist Warhol ein Erbe des Dandys, ein Avantgardist des Stils und Geschmacks im Zeitalter der Massenkultur.

Während sich der Dandy jedoch auf eine exklusive Schicht von *fellow travellers* bezieht, will Warhol auf den Geschmack der Masse einwirken. Sein Inkognito ist in der Tat die Banalität. Als Underground-Künstler und Star, der seinerseits Superstars produziert, thront er jedoch bei aller Sympathie für die Lebensweise des Durchschnittsmenschen hoch über der Masse. Mehr als jeder Popstar aus der Musikbranche oder prominente Designer verkörpert er das Schicksal des Dandys in unserer Zeit. In Warhol manifestieren sich die Schwundstufen von Eleganz, Originalität und Exklusivität. Er ist der wahre Repräsentant der „camp“ genannten Erlebnisweise. Er vermischt virtuos die Geschmacksebenen und Stile. Der Satz von Oscar Wilde aus dem Stück „Eine Frau ohne Bedeutung“: „Ich schwärme für einfache Genüsse, sie sind die letzte Zuflucht der Komplizierten“, könnte von Warhol stammen.

Doch wo bleibt der Müßiggang? Der moderne Dandy kennt keine Vergnügungen. Er ist berufstätig, ein harter Arbeiter, denn es bedarf unaufhörlicher Anstrengung, um sich immer neu zu erfinden.

Der Dandy als Desperado: Pim Fortuyn

Dandyhafte Züge kennzeichneten auch das Auftreten des niederländischen Politikers Pim Fortuyn, der einem Attentat zum Opfer fiel. Fortuyn wollte sein Publikum nicht wie frühere Dandys durch sein Beispiel ästhetisch erziehen. Er kultivierte sein Anderssein. Er verhöhnte nicht die Masse wie Baudelaire. Als Wahlredner suchte er das Bad in der Menge. Er spielte auf der Klaviatur der Medien und beherrschte die Register der

Selbstinszenierung. Eingedenk der Selbsterkenntnis der englischen Exzentrikerin Edith Sitwell: Warum sollte man versuchen, wie ein Pekinese auszusehen, wenn man ein Windhund ist? – bediente sich Fortuyn des Kostüms des Dandys. Doch verstand er sich nicht als Anwalt des Schönen und als Müßiggänger. Sein Dandytum erschöpfte sich nicht in sich selbst. Es war wie beim jungen Benjamin Disraeli, der verkündete, er wolle Premierminister werden, Mittel zum Zweck.

Fortuyn spielte die Rolle des schwulen Lebemanns mit dem Habitus eines Herrn. Zu seiner Popularität trug sein glamouröses Erscheinungsbild bei: ein hochgewachsener Mann mit kahlgeschorenem Kopf, in maßgeschneidertem Anzug mit stets auffallender Krawatte, in repräsentativer Limousine mit Chauffeur. Ein kitschiges Porträt in Öl zeigt ihn mit zwei Hunden im Arm. Sein Lebensstil des kalkulierten Exzesses steigerte seinen Aufmerksamkeitswert und unterschied ihn von der grauen Politikerkaste.

Fortuyn führte eine aggressive Kampagne mit allen erlaubten Mitteln rhetorischer Zuspitzung und Provokation und suchte den direkten Kontakt zum Volk über die Medien. Auf seiner Homepage war zu lesen: „Sein Lebensstil ist adlig, im Denken ist er ein massiver Nonkonformist, vom Gemüt her ein Romantiker. Zorn und Zweifel bestimmen ihn, Hedonismus und Mitempfinden: Er ist ein Mehrstromland. Ein Ethiker im Darkroom. Manifeste Homosexuelle und doch soviel femininer als alle Frauen im Kabinett. Ein Lehrmeister und Kind. Ein Ästhet und Basisdemokrat. Sonntagskind und Desperado. Dadaist mit Gladiatorenhaupt. A Rebel with a cause.“¹³

Im Fall Fortuyns wird das geistige Arsenal des Dandys – die provozierende Rede, die Schlagfertigkeit, der Wortwitz, die Ironie, die Aggressivität – für politische Ziele, den Kampf gegen die Konsensdemokratie und die Zumutungen der Fortschrittstutopie, instrumentalisiert. Der charismatische Politiker-Dandy biedert sich nicht an und macht sich dennoch zum Sprachrohr der Masse. „Er war der erste ganz und gar postmoderne Populist Europas.“¹⁴

Der Dandy als Designer: Karl Lagerfeld

Wenn vom Dandy in unserer Zeit die Rede ist, fällt unvermeidlich der Name Karl Lagerfeld. Die

13 Zit. in: Caroline Fetscher, Zerrspiegel, in: Der Tagespiegel vom 8./9. 5. 2002, S. 27.

14 Thomas Schmid, Neues Mitglied, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 8. 5. 2002, S. 1.

Zeitschrift „L'Express“ nannte ihn noch unlängst den „letzten Dandy“ von Paris, und auch ein Chronist des Dandytums, Hans-Joachim Schickedanz, scheut vor dem Urteil nicht zurück, niemand komme in der Gegenwart dem Dandy-Ideal so nahe wie Lagerfeld. Er besitze „alles, was einen wahren Dandy ausmacht: nämlich Geld, Macht, Prestige, Geschmack, Sensibilität, Kreativität, Witz, Satire und Ironie sowie ein ganz außerordentliches Gespür für die ‚geheimen Flaggsignale der kommenden Dinge‘ (Benjamin)“¹⁵. Kaum ein anderer der großen Designer ist in den Medien so präsent und beherrscht die Kunst der Selbstinszenierung und -vermarktung so perfekt wie Lagerfeld.

Während sein Kollege Yves Saint Laurent dem Kampf für die Schönheit entsagte, ist Lagerfeld auch in fortgeschrittenen Jahren ein unermüdlicher Kämpfer gegen die Trivialität. Dabei ist er sich nicht zu schade, in der Ausschöpfung aller Publicity-Möglichkeiten dem Trivialen selbst Tribut zu zollen. Es ist nur konsequent, wenn Lagerfeld inzwischen sein Terrain auf die Billig-Modekette Hennes & Mauritz ausdehnt. „Das Konzept, wie man sich anzieht, entspricht nicht mehr den alten Idealen. Das grauenhafte Wort ‚exklusiv‘ klingt nach Mottenkiste. Heute gibt es nur noch zwei Wörter: erschwinglich und unerschwinglich. Modisch müssen beide richtig liegen.“¹⁶ Im Unterschied zum Dandy, der im Widerstreit mit dem Zeitgeist hochmütig seinen eigenen Stil behauptet, passt der Designer sich den Trends der Zeit an, um geschäftlich nicht ins Hintertreffen zu geraten.

Lagerfeld sieht sich als ein altes, verwöhntes Kind, das den Luxus genießt, der Mittelpunkt seiner eigenen artifiziellen Welt zu sein. Sein Verhältnis zu den Dingen, die er herstellt, und zur Wirklichkeit, die ihn umgibt, ist von Distanz, Kälte und einer gewissen Gleichgültigkeit geprägt. Seine Fixierung auf die Gegenwart lässt jeden Vergangenheitsbezug als spielerisches Zitat erscheinen, als ein Eintauchen in eine imaginäre Welt des aristokratischen *savoir vivre*. Schwarzer Anzug, weißes Hemd, schwarzer Schlips, dunkle Brille, ornamentiert durch Fächer und Zopf, das war jahrzehntlang seine Maskerade des Lebens. Seit seiner Abmagerungskur sieht man ihn der barocken Ingredienzen entledigt im neuen Jugendstil, ohne Fächer, in hautengen Jeans. Betrachtet man

¹⁵ Hans-Joachim Schickedanz, *Ästhetische Rebellion und rebellische Ästheten. Eine kulturgeschichtliche Studie über den europäischen Dandyismus*, Frankfurt/M. 2000, S. 227.

¹⁶ „Die Massen wollen Luxus.“ Gespräch mit Karl Lagerfeld, in: *Welt am Sonntag* vom 27. 6. 2004, S. 13.

ihn in dieser Attitüde, so verwundert es nicht, ihn sagen zu hören, er sei nicht intellektuell, sondern kultiviert. Wer zu tief denke, sei in der Modebranche fehl am Platz.

Die Pose exzentrischer Kultiviertheit zielt den Designer des modernen Lebens, der vier Sprachen spricht, Jean Racine und Jacques-Bénigne Bossuet zitiert, in Paris lebt und dort Hof hält. Was fasziniert die Franzosen an diesem professionellen Dilettanten, der sich anschickt, ihnen zu diktieren, was guter Geschmack ist? Entscheidend sind wohl seine Nonchalance, die Ungezwungenheit, Leichtigkeit und dandyhafte Ungerührtheit, die er auf dem gesellschaftlichen Parkett zur Schau stellt. Mag der Perfektionist Lagerfeld noch so unseriös erscheinen und das Ergebnis einer totalen Improvisation sein: Witz, Schlagfertigkeit, Charme und Formgefühl – lebt in ihnen nicht das Spielelement einer längst vergangenen Kultur fort?

Lagerfelds Modephilosophie erschließt sich durch die Lektüre des Tagebuchs „Creationen mit Anna Piaggi“. Es enthält eine Fülle von Modezeichnungen, flüchtig hingeworfene Tusche-Vignetten, ausgearbeitete Buntstiftzeichnungen und Aquarell-Illustrationen, die den Designer als einen Meister seines Fachs zeigen. Die Garderobe der Mailänder Modejournalistin umspannt einen riesigen Kostümfundus aus mehreren Epochen, aus dem sie für den jeweiligen Tagesanlass ihre Kleidung zusammenstellt. Lagerfeld hat sein Modell in den verschiedensten „Looks“ gezeichnet und damit ein modegeschichtliches Panorama ausgebreitet. Die bewundernden Worte, die er für Anna Piaggi findet, lesen sich wie eine Selbstcharakteristik. „Anna versteht es, einem Kleidungsstück seine visuelle Sprache zu geben. Sie kennt keine Banalität. Sie tut nie das, was man von ihr erwartet, aber sie tut immer das Richtige. Ein unvorhergesehenes Detail, ein stilistischer Pleonasmus, ein geistreiches Accessoire, eine überraschende Mischung verschiedenster Elemente und viel Humor ergeben ihre einmalige Erscheinung.“¹⁷ Lagerfeld rühmt das Improvisationstalent Piaggis, die Fähigkeit, mit unvorhergesehenen Situationen fertig zu werden. Die Bühne ihres Auftritts sei das tägliche Leben. „Jeder Moment wird dramatisiert. Ihr Instinkt ist ihr Gedächtnis. (...) Sie kennt keinen Respekt. Sie schöpft aus den Entwürfen der anderen. Ihre Art, sich zu kleiden, erinnert an ein Puzzle. Und das Ergebnis ist genauso persönlich wie unvorhersehbar.“¹⁸ Sie sei weder exzentrisch

¹⁷ Karl Lagerfeld, *Creationen mit Anna Piaggi. Ein Modetagebuch*, Stuttgart–Berlin–Köln 1986, S. 7 ff.

¹⁸ Ebd., S. 9 f.

noch egozentrisch, sondern „ganz natürlich auf ihre eigene, unvergleichliche Art“.

Nun weiß Lagerfeld nur zu gut, dass natürliche Eleganz nicht so sehr mit Mode als mit Haltung und Ausstrahlung zu tun hat. Eleganz bedeutet, etwas zu kreieren, das sich mit Worten nicht beschreiben lässt. Es ist das „gewisse Etwas“, das man hat oder nicht hat. Der Dandy ist im Unterschied zum Designer ein Kleiderkünstler, der es sich angelegen sein lässt, im Rahmen des Schicklichen eine wirkliche Originalität zu schaffen. Kleidung ist für ihn nicht ein Gewerbe, dem er sich verdingt, sondern ausschließlich Selbstausdruck. Das Kunstwerk, das diesem Handwerk entspringt, ist der Dandy selbst.

Lagerfeld nimmt die Attitüde des Dandys an, wenn seine Arbeit ruht und er sich der staunenden Öffentlichkeit als Plauderkünstler präsentiert. Verwertungszwang und Erfolgsdruck sind jedoch so stark, dass er sich keine Ruhe gönnen kann, will er nicht ins zweite Glied zurückfallen. Ihm fehlt die Muße, über die der Dandy in reichem Maße verfügt. Die Hast des Geschäftslebens teilt sich auch dem „Konversationisten“ Lagerfeld mit. Er ist ein atemloser Plauderer, kaum zu bremsen im Fluss seiner Rede. Dabei entspringt das, was er mitteilt, ebenso einer Augenblickslaune wie seine modischen Capricen. Er will überraschen und dabei selbst unbewegt bleiben. In der Person des modernen Designers hat der Dandy seine Unschuld verloren. Er ist kein blutleerer Elegant mehr, sondern ein muskulöser Arbeiter. In der Mode hat dieser Herkules seine Aufgabe gefunden.

Der Dandy als Popliterat

Ein Beispiel für die erfolgreiche Suche unserer Feuilletons nach neuen, zeitgemäßen Verkörperungen des Dandys sind die jungen Autoren, die sich selbst mit ihrem Gesprächsnotat „Tristesse Royale“ als popkulturelles Quintett annoncierten.¹⁹ Sie sind als Journalisten für das Fernsehen, die Presse oder die Werbebranche tätig. Sie haben begriffen, dass man heutzutage die Werbung für seine Bücher und Artikel selbst in die Hand nehmen muss, indem man durch provokantes Reden und Posieren im Scheinwerferlicht der Medien auf sich aufmerksam macht. Sie wollen keine kritischen Intellektuellen mehr sein wie ihre älteren Rivalen in den Redaktionsstuben, sondern Vorreiter einer neuen Geschmackselite. Dabei zählt

19 Vgl. Tristesse Royale. Das popkulturelle Quintett mit Joachim Bessing, Christian Kracht, Eckhart Nickel, Alexander v. Schönburg und Benjamin v. Stuckrad-Barre, Berlin 1999.

nicht so sehr das literarische Können, sie demonstrieren ihre Überlegenheit vielmehr durch ihren Kleidungsstil. Sie sind besser angezogen, verfügen über einen ästhetisch raffinierteren Geschmack als ihre Kritiker, die es für unter ihrer Würde halten, sich „mit Dingen, die doch vor allem praktischen Zwecken dienen sollten, wie Kleidern, Schuhen, Zigaretten, Reisezielen, Hotels, Kreditkarten und all dem anderen zeitraubenden Kram“²⁰, zu befassen. Das sei einem intelligenten Menschen nicht zuzumuten, ja, es sei zutiefst kleinbürgerlich, einen individuellen Stil aushecken zu wollen.

Nun dienen, wie man weiß, Kleider, Schuhe usw. nicht nur grobpraktischen Zwecken. Sie sollen nicht nur vor der Unbill der Witterung schützen, sie sollen auch schmücken und uns auszeichnen. Dieses Bedürfnis ist sicherlich unterschiedlich entwickelt. Doch der klassische deutsche Intellektuelle, von Ausnahmen abgesehen, verachtet die Eitelkeit, die spielerische Eleganz, die Mode. Sie mit derart profanen Dingen zu befassen, raubt ihm Zeit für seine geistigen Anstrengungen. Die Einstellung der Popliteraten zur Kleidung ist nun allerdings gar nicht spielerisch. In diesen Dingen verstehen sie keinen Spaß. Es ist ihnen absolut ernst mit ihrer Betonung des Äußerlichen, ihrem Markenfetischismus und dem Lob des schönen Scheins. Selbstironie in diesem Punkt ist ihnen fremd. Sie treten als Geschmacksrichter auf, ohne wirklich originell zu sein. Es fehlt ihnen die Muße, um eigene Geschmacksakzente zu setzen. Hier rächt sich das Eingespanntsein in den Betrieb. Diese Möchtegern-Dandys arbeiten zu viel. Sie promenieren nicht, sie hasten ruhelos von Ort zu Ort.

Naiv beklagen ihre Kritiker, die Autoren von „Tristesse Royale“ goutierten die pure Oberfläche der Warenwelt. Es sei dies eine snobistische Lebenshaltung, ein geckenhafter Dezisionismus. Die Kälte in den menschlichen Beziehungen in unserer schönen, bunten Warenwelt werde zynisch registriert und als „condition humaine“ hingenommen. Die Popliteraten wollen schnell reich werden, plaudern abschätzig über die Zukurzgekommenen und den schlechten Geschmack, wobei das Wort Prolet nicht den Arbeiter, sondern den Durchschnittsbürger meint, und berufen sich auf die ästhetische Differenz.

Der von ihnen propagierte Kult der Oberfläche ist nichts anderes als ein Reflex des expandierenden Mediensektors und der für diesen Wirtschaftsbe-

20 Gustav Seibt, Aussortieren, was falsch ist, in: Die Zeit, Nr. 10 vom 2. 3. 2000, S. 38.

reich geltenden Erfolgsprinzipien. Es geht um optimale Vermarktung der Person. Wo der Schein dominiert, fehlt dem Kult der Oberfläche freilich jedes subversive Element. Was hier stattfindet, ist eine Vergesellschaftung von Impulsen des Dandytums. Als Priester des schönen Scheins in einer Scheinwelt wird der Dandy zum Abziehbild. Oscar Wilde, der vorgab, der Literatur nur sein Talent zu gewähren, sein Genie aber an sein Leben zu verschwenden, konnte noch sagen, es sei die erste Pflicht im Leben, eine Pose einzunehmen. Heute wäre zu fragen, ob es nicht die erste Pflicht ist, auf jede Pose zu verzichten. A propos: Man kann ein Kleidernarr sein wie Tom Wolfe und gesellschaftskritische Romane schreiben.

Die jungen Literaten sind sich über das Epigonenhafte ihrer Posen durchaus im Klaren. Ihre Vorbilder beziehen sie nicht aus Deutschland. Sie haben von der angelsächsischen Kultur gelernt, denn in Deutschland sind Schriftsteller, die den Wert der

Pose zu schätzen wissen, eine Seltenheit. Sie tun das, was längst fällig ist. Sie führen mit großer Energie und werbestrategischer Intelligenz das „Poppertum“ (Ulf Poschardt) in den Literaturbetrieb ein. Ihre schlecht gekleideten Betriebskollegen fühlen sich herausgefordert, schelten die modischen Popliteraten stockkonservativ und sprechen von einer H & M-Variante des Stefan-George-Kreises. Mit diesem Etikett können die jungen Lifestyleliteraten gut leben. Das popkulturelle Quintett entspricht dem Zeitgeist wie der George-Kreis dem Geist des wilhelminischen Deutschland.

Wo Eleganz und Stil so sehr auf den Hund gekommen sind, helfen nur Übertreibung und freche Anmaßung, um ein Mindestmaß an Veredelung zu bewirken. So können selbst wertkonservative Popkonsumenten im Heiligenschein von Rebellen glänzen, wenn sie hierzulande anstehen, den Literaturbetrieb zu erobern.

Gertrud Höhler

Dr. phil., geb. 1941; Professorin für Allgemeine Literaturwissenschaft und Germanistik; Beraterin von Wirtschaft und Politik, Berlin.

Anschrift: Sekretariat Inge Matthiae, Auf dem Dudel 35, 45468 Mülheim/Ruhr.

Zahlreiche Veröffentlichungen, zuletzt: Wölfin unter Wölfen. Warum Männer ohne Frauen Fehler machen, München 2000; Die Sinn-Macher, Wer siegen will, muss führen, München 2002; Warum Vertrauen siegt, München 2003.

Paul M. Zulehner

Dr. phil., Dr. theol., geb. 1939; Lehrstuhl am Institut für Pastoraltheologie an der Universität Wien, Dekan der Fakultät; Mitglied der Europäischen und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Anschrift: Universität Wien, Institut für Pastoraltheologie, Maria-Theresien-Str. 3/25, 1090 Wien.

E-Mail: paul.zulehner@univie.ac.at

Veröffentlichungen zu religions- und kirchensoziologischen und zu pastoraltheologischen Themen; zuletzt u. a.: Dienende Männer. Anstiftung zur Solidarität. Diakone in Westeuropa, Ostfildern 2003.

Peter Döge

Dr. rer. pol., geb. 1961; Mitglied des geschäftsführenden Vorstands des Instituts für anwendungsorientierte Innovations- und Zukunftsforschung (IAIZ) e. V. Berlin; z. Zt. Gastprofessor für Geschlechterforschung an der TU Braunschweig.

Anschrift: Postfach 61 02 27, 10923 Berlin.

E-Mail: pd@iaiz.de

Zahlreiche Veröffentlichungen zur Männer- und Geschlechterforschung, u. a.: Schaustelle Gender. Aktuelle Beiträge sozialwissenschaftlicher Geschlechterforschung (hrsg. gemeinsam mit Karsten Kassner und Gabriele Schambach), Bielefeld 2004.

Rainer Volz

Dipl.-Soz.-Wiss., geb. 1950; wissenschaftlicher Referent und Leiter der Männerarbeit der Evangelischen Kirche im Rheinland in Düsseldorf; davor am Sozialwissenschaftlichen Institut (SWI) der EKD in Bochum.

Anschrift: Haus Landeskirchliche Dienste, Postfach 1022.53, 40013 Düsseldorf.

E-Mail: r.volz@maennerwerk.ekir.de

Veröffentlichungen u. a.: (zus. mit Paul M. Zulehner) Männer im Aufbruch, Ostfildern 1998; (zus. mit

Peter Döge) Wollen Frauen den neuen Mann?, St. Augustin 2002; (Hrsg. zus. mit Herman Noordergraaf) European Churches Confronting Poverty, Bochum 2004; Massenhaft unbekannt – Kircheneintritte, Karlsruhe 2004 (i. E.).

Oliver Geden

M.A., geb. 1971; zurzeit Doktorand am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin, Promotionsstipendiat der Hans-Böckler-Stiftung.

Anschrift: Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin, Schiffbauerdamm 19, 10117 Berlin.

E-mail: oliver.geden@rz.hu-berlin.de

Veröffentlichung u. a.: Rechte Ökologie, Berlin 1999²; Männlichkeitskonstruktionen in der Freiheitlichen Partei Österreichs, Opladen 2004.

Günter Erbe

Dr. phil., geb. 1943; Privatdozent an der Freien Universität Berlin, Institut für Soziologie.

Anschrift: Hektorstraße 20, 10711 Berlin.

E-Mail: guerb@zedat.fu-berlin.de

Veröffentlichung u. a.: Dandys. Virtuosen der Lebenskunst. Eine Geschichte des mondänen Lebens, Köln 2002.

Nächste Ausgabe

Ola Larsmo *Essay*

Ein Kampf um Modernität

Was bedeutet Schwedens Nein zum Euro?

Carsten Schymik

Nordische Sonderwege nach Europa

Andrea Gawrich

Finnland – Musterknabe in der EU?

Jørgen Kühl

Ein nachhaltiges Minderheitenmodell

Deutsche und dänische Minderheiten beiderseits der Grenze

Frauke Rubart

Island: traditionsreiche Demokratie und moderne politische Kultur am Nordrand Europas

Stefan Kaufer

Nordland

Anmerkungen zum deutschen Skandinavienbild

Gertrud Höhler *Essay*

Neue Männer

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 46/2004, S. 3–4

■ Immer mehr Männer und immer mehr Frauen begreifen, dass es uns allen schlecht geht, wenn männliche und weibliche Wahrnehmung der Welt sich unversöhnlich gegenüberstehen. Das Verständnis für das Männliche und das Weibliche lebt vor allem von dem Wissen, dass wir mit verschiedenen Hormonprogrammen ausgestattet – und dass wir deshalb aufeinander angewiesen sind.

Paul M. Zulehner

Neue Männlichkeit – Neue Wege der Selbstverwirklichung

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 46/2004, S. 5–12

■ Mit zwanzig Jahren Verspätung hat die Männerbewegung – aus Nordamerika kommend – auch Europa erfasst. Eine erste empirische Langzeitstudie für den deutschsprachigen Raum lässt erkennen, dass Männer sich in Entwicklung befinden. Das kommt bereits in der Vielfalt heute vorfindbarer Männertypen zum Vorschein. Es gibt den traditionellen, den pragmatischen, den unbestimmten und den modernen Mann. Auch zeigen die Daten einer österreichischen Langzeitstudie, dass eine Verschiebung vom traditionellen zum modernen Mann erfolgt. Schließlich ist die größte Zahl dem Typ des unbestimmten Mannes zuzurechnen: Die Entwicklung erweist sich als offen. Kern der Entwicklung ist eine neue Balance zwischen den männlichen Lebenswelten.

Peter Döge/Rainer Volz

Männer – weder Paschas noch Nestflüchter

Aspekte der Zeitverwendung von Männern nach den Daten der Zeitbudgetstudie 2001/2002 des Statistischen Bundesamtes

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 46/2004, S. 13–23

■ Erwerbsarbeit stellt nach wie vor einen zentralen Aktivitätsbereich männlicher Lebensführung dar. Männer sind aber nicht ausschließlich Erwerbs-Männer. Denn sie sind neben der Erwerbsarbeit auch täg-

lich in der Haus- und Familienarbeit präsent, und sie pflegen überdies ihr Freizeitleben. Von einer Familienflucht der Männer kann keine Rede sein. Grundlage der Analyse zur Zeitverwendung von Männern ist die Zeitbudgetstudie (ZBE), die das Statistische Bundesamt im Jahre 2001/2002 durchgeführt hat. Der Beitrag stellt ausgewählte Aktivitätsbereiche detailliert dar und diskutiert die Abhängigkeit des zeitlichen Engagements von personalen, familialen und sozioökonomischen Strukturvariablen.

Oliver Geden

Die Männerparteien

Geschlechterpolitische Strategien im österreichischen und schweizerischen Rechtspopulismus

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 46/2004, S. 24–30

■ Der Beitrag setzt sich mit der Geschlechterpolitik zweier mehrheitlich von Männern gewählt und innerparteilich von Männern dominierten Parteien auseinander: der Schweizerischen Volkspartei und der Freiheitlichen Partei Österreichs. Diese Parteien vertreten in einer heute kaum noch gekannten Deutlichkeit ein traditionelles Geschlechterrollenverständnis, das die Frau primär in der privaten Sphäre der Familienarbeit verortet. Trotz ähnlicher gesellschaftspolitischer Zielsetzung unterscheiden sich die Strategien und Argumentationsweise beider Parteien jedoch beträchtlich.

Günter Erbe

Der moderne Dandy

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 46/2004, S. 31–38

■ Die Dandys scheinen wieder im Vormarsch zu sein. Die Massenmedien preisen den „Dandy-Look“ berühmter Stilikonen. Doch nicht die Dandys, sondern Designer diktieren die Mode, Popstars setzen die Trends und Talkmaster multiplizieren die Effekte. Im Zeitalter der Beschleunigung, des Spektakels und der Überpräsenz der Medien steht der Dandy, der Heros raffinierter, schlichter Eleganz, auf verlorenem Posten. Im Beitrag wird ein altes Männlichkeitsideal skizziert und eine Bestandsaufnahme des „modernen“ Dandytums versucht. ■
